

GEGENWORTE

ZEITSCHRIFT FÜR
DEN DISPUT ÜBER WISSEN

5. Heft Frühling 2000

Innenansichten von **Dieter Simon**, **Jürgen Mittelstraß**, **Friedhelm Neidhardt** zu Haupt- und Nebenaspekten des Evaluationsbetriebs. **Stefan Hornbostel** über die Grenzen des Messens. **Stephan Wolff** führte Tagebuch über Freud und Leid eines Gutachters. **Marco Finetti** erzählt von überforderten Türhütern.

Gernot Böhme: Was ich nicht erforschen durfte. **Ferenc Mislevecz**: Bericht aus Ungarn. **Hermann Bausinger**: Sport als Vorbild aller Evaluationsbemühungen.

Außerdem: Ein Porträt von **Anica Savić Rebac**, Philosophin der Liebe; ein fiktives Gespräch am Airport, ein Stück Kulturgeschichte statistischer Grafiken, ein studentischer Traum.

Mit einer Einführung und einer Dokumentation zum Thema Qualitätsmessung und -bewertung.

GÜTESIEGEL FÜR DIE WISSENSCHAFT?

ZUR DISKUSSION ÜBER
QUALITÄT, EVALUIERUNG UND STANDARDS

Inhalt

	2	Dieter Simon Editorial
Dossier	5	Qualitätsbeurteilung in der Wissenschaft Einführung und Dokumentation
	12	Barend van der Meulen A letter to German colleagues on Dutch experiences
	15	Dieter Simon Aspekte der Qualität
	18	Stefan Hornbostel Einen Galilei evaluiert man nicht...
Gelehrsamkeit – ein Handwerk	23	Jürgen Mittelstraß Exzellenz und Mittelmaß
	26	Friedhelm Neidhardt Über die Kunst der Selbstverteidigung
	30	Bernd Hillemeier Champion der Lehre
	32	Marco Finetti Die überforderten Türhüter. Auf der Suche nach der fehlenden Zeit
	36	Stephan Wolff Freud und Leid eines Gutachters
Blick vom Rand	41	Gernot Böhme Was ich nicht erforschen durfte
	45	Ferenc Miszlivetz Die zerbrochenen Gütesiegel. Bericht aus Ungarn
	49	Christoph Kehl Studentische Träume an der Massenuniversität
Fundstücke	52	Testudo volans
	55	Andreas Stucke Vermessene Wissenschaft – ein Gespräch am Airport
	59	Martina Röbbecke und Dagmar Simon Was ist gute Forschung?
Das Portrait	63	Svetlana Slapšak Anica Savić Rebac (1894–1953)
Wissenschaftskabinett	67	Wolfgang Royl Evaluation am offenen Lehrkörper
	70	Sybilla Nikolow »Den spröden Zahlenreihen Leben einhauchen«
	73	Hermann Bausinger Sport – Vorbild aller Evaluationsbemühungen



Editorial

Ende 1999 wurden die Wissenschaft und ihre Diener besonders häufig gefragt, was das neue Jahrhundert bringen werde. Gérard Toulouse, Physiker und Kognitionswissenschaftler an der Pariser Ecole Normale Supérieure erklärte das 21. Jahrhundert kurzerhand zum ›Jahrhundert der Evaluation‹. Er meinte das positiv, obwohl seine Bemerkung, der Evaluationsboom sei auf den Umstand zurückzuführen, dass ethische und ökonomische Urteile in der Wissenschaft wachsende Bedeutung erhielten, dies nicht ohne weiteres erkennen ließ. Denn so zweifellos eine ökonomische Bewertung geeignet ist, ein Werturteil über ein Forschungsprojekt oder irgendein anderes wissenschaftliches Unternehmen zu liefern, so zweifelhaft erscheinen solche Urteile häufig vor Tribunalen, die der Ökonomie fern stehen. Und das ethische Werturteil entbehrt bekanntlich häufig der akzeptabel generalisierbaren Substanz und gehört außerdem (wie Politik oder Metaphysik) zu jenen Seiten menschlichen Denkens, an deren Eliminierung aus dem Erkenntnisprozess die Wissenschaft seit dem 18. Jahrhundert gearbeitet hat.

Danach kann es dem Wissenschaftsfreund eigentlich nicht gut in den Ohren klingen, wenn jetzt der Einzug von Ökonomie und Ethik in die Wissenschaft begrüßt wird. Andererseits: Die Frage, was Forschung kostet, ist angesichts der ständigen Zunahme der Zahl hungriger Mäuler auf dieser Erde nicht unangebracht, und die Frage, ob das, was erforscht wurde, uns zu wissen frommt, nützt und bekommt, ist ebenfalls dringlich. Schließlich plagten uns seit geraumer Zeit selbst gebastelte Katastrophen einerseits und akademische Betrüger andererseits, so dass von Wissenschaftsmanagern und Wissenschaftspolitikern in den letzten Jahren kaum ein Substantiv häufiger zu hören war als: (sachliche und sittliche) ›Exzellenz‹. Alle Wissenschaftsminister wünschen sich, dass ihre Hochschulen ›exzellente‹ sind, dass dort ›exzellente‹ Forscher mit ›exzellenten‹ Ergebnissen vor ›exzellenten‹ Studierenden brillieren. Wenn sich nichts von alledem

vorzeigen lässt, kann immer noch irgendeine Abteilung in der Universität oder eine vergammelte Baracke auf dem Campus zum ›Center of Excellence‹ erklärt werden, in der Hoffnung, die von einem solchen Herd ausgehende Ansteckung werde sich auf das ganze System ausbreiten.

Was ›exzellente‹ ist, lässt sich leicht feststellen. Das Wort kommt, wie wir Gebildeten wissen, von *excellere*, das heißt: hervorragen, so dass man nur noch Umschau halten muss nach den Menschen oder Sachen, die hervorragen, um zu wissen, woran man ist. ›Hervorragend‹ stellt, nicht anders als ›nicht hervorragend‹, ein Urteil über Qualität dar, die man ihrerseits durch Bewertung, d. h. Evaluation ermittelt.

Weil das so ist, entwickelte sich in den letzten Jahren ein Evaluierungsgewerbe, das seine eigenen Spezialisten hervorgebracht hat, die ihrerseits ganze Bibliotheken mit Abhandlungen über Sinn und Zweck, Methoden und Erfahrungen, Kriterien und Indikatoren der Evaluationswelt gefüllt haben. Dieser Welt nachzuspüren und sie zu beschreiben, schien uns ein relativ aufwendiges und zugleich langweiliges Unternehmen zu sein. Wir haben es vorgezogen, den Wissenschaftlern zuzuhören, die von der Evaluitis befallen sind oder von ihr überfallen werden, ihren Umgang mit diesem Phänomen und ihre Interpretation seiner Bedeutung zu studieren und ihre Äußerungen, die sich gelegentlich deutlich von ihren beruflichen Bekundungen zur Sache unterscheiden, zu notieren. Anders als sonst bei den GEGENWORTEN üblich, schreiben deswegen in diesem Heft (fast) nur Wissenschaftler.

Auch sonst gibt es einige Abweichungen, die vielleicht auffallen. Die Rubriken gelegentlich zu variieren, ist nicht in erster Linie ein Zugeständnis an die Erfordernisse des jeweiligen Inhalts. Bewährte Konzepte dürfen prinzipiell nicht solange beibehalten werden, bis sie, für jeden sichtbar, ihren Esprit eingebüßt haben. Wir folgen daher der Vorstellung, dass im Laufe der Zeit ein gewisser Rubrikenpool entsteht, aus dem der aktuelle Inhalt

schöpfen und sich sein passendes Kleid schneiden darf. Das Problem der Rechtschreibung bleibt quälend. Der Beobachtung von Theodor Ickler in seiner Rezension der zehnbändigen Neuauflage des Duden (FAZ vom 7. 4. 2000), dass »das ganze Unternehmen endgültig um jede Spur von Rechtfertigung gebracht« worden sei, haben wir von unserer Seite nichts hinzuzufügen. Da die Nachrichtenagenturen für den Herbst bereits weitere Korrekturen »neuschreiblicher Unzutraglichkeiten« (Ickler) angekündigt haben und tatsächlich zurzeit mehr über die Rücknahmekosten als über die Richtigkeit einer solchen Maßnahme diskutiert wird, bemühen wir uns um eine ›mittlere‹ (will heißen: schwankende und willkürbehaftete) Linie. Eines Tages werden sich die Nebel schon lichten.

Zur Qualitätsdiskussion lässt sich zusammenfassend wohl sagen, dass die Skepsis überwiegt. Die Ankündigung einer bevorstehenden Evaluation, die Einleitung und die Durchführung eines entsprechenden Verfahrens gelten für viele als die eigentlichen Gewinne eines Bewertungsvorgangs, während die Ergebnisse, Feststellungen und Empfehlungen sich nicht der gleichen Wertschätzung erfreuen. Sie werden nicht selten als subjektiv, vorurteilsgefärbt und ideologisch erlebt, während das Verfahren als solches als ein die Selbstreflexion mobilisierender, Organisation und Strategien der wissenschaftlichen Arbeit fördernder Faktor erscheint. Das schlechte Abschneiden des Evaluationsurteils wird allerdings auch auf die Un-

möglichkeit zurückgeführt, den Durchschnitt überragende, geniale Ansätze zu erkennen, das Individuelle und damit Einzigartige im breiten Strom der normierten Alltätigkeit als Sensation zu entdecken, dem Besonderen den ihm zukommenden, hervorragenden (!) Platz frei zu machen. Schließlich spielt auch die Frage nach der Evaluation der Evaluatoren eine Rolle. Der Stufenbau der Evaluation: vom Einzelnen über die Gruppe, deren Direktor/Professor zur Fakultät/Sektion, zur Universität bzw. zum Forschungsinstitut und endlich hin zum System wird durchaus begrüßt. Aber die Frage nach der Endkontrolle der Letztkontrolleure bleibt ein melancholischer Schmerz.

Die Evaluation der wissenschaftlichen Einrichtungen der DDR und den Umstand, dass dieser Maßnahme die Gesamtevaluation der weiland BRD – trotz entsprechender Ankündigung – nicht nachgefolgt ist, sowie die Missstände und berechtigten Klagen bei einzelnen Evaluationsprozessen hier und dort haben wir nicht erneut aufgegriffen. Wir wollten schließlich kein Jammerheft verfassen.

Schweren Herzens haben wir auf den Vergleich mit anderen evaluierenden Ländern verzichtet. Aber wenn man den Kontext nicht anbieten kann, schien uns die Lieferung komparativer Aussagen schlechthin zu wenig seriös, um unseren Lesern angeboten zu werden.

Dieter Simon

www.gegenworte-forum.de wartet auf Ihren Beitrag

Den Disput über Wissen im Internet führen

Kommunikation via e-mail, das Publizieren in Online-Fachzeitschriften und der eigene Internetauftritt sind unter Wissenschaftlern üblich geworden. Das Netz macht es leicht, Grenzen zwischen den Ländern zu überwinden, schwieriger scheint es, auch die Grenzen zwischen den Disziplinen oder gar zwischen Wissenschaft und Öffentlichkeit durchlässiger zu machen (vgl. GEGENWORTE Heft 3).

Eben dies ist das Anliegen von *gegenworte-forum*, in das sich die Leser der Zeitschrift ab sofort ein(k)linken können. Betreut und betrieben wird es von einem Team am Institut für Wissenschafts- und Technikforschung (IWT) der Universität Bielefeld. Die Arbeitsgruppe entwickelt in Zusammenarbeit mit der Redaktion der GEGENWORTE Umsetzungsformen, die für eine grenzüberschreitende Debatte jenseits oder am Rande der traditionellen Medien und Institutionen geeignet sein könnten.

Wir hoffen, dass sowohl die in den bisherigen Nummern der GEGENWORTE begonnene Diskussion, wie auch gewisse vorhandene, aber wenig sichtbare Debatten über den Kontext der Wissensproduktion damit animiert und intensiviert werden. Die bisherigen GEGENWORTE-Themen bilden den Rahmen; wir erwarten und wünschen uns allerdings, dass die Diskussion im Netz ihre eigenen Facetten bekommt und damit zugleich die Sprach- und Sichtbarkeiten zwischen elektronisch und in Printmedien geführten Debatten niedriger und beobachtbar werden.

www.gegenworte-forum.de



Qualitätsbeurteilung in der Wissenschaft Einführung und Dokumentation*

Einleitung

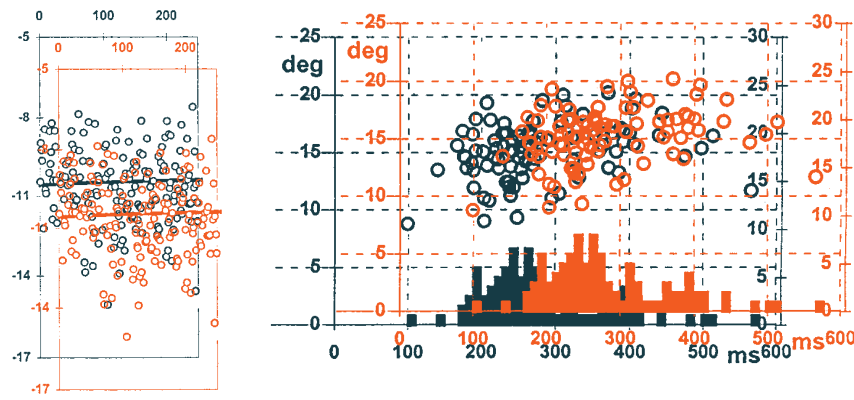
1. Unter der Leitidee, Leistung transparent zu machen und den Finanzmitteleinsatz effektiver zu gestalten, sind in allen OECD-Ländern vor allem von der Politik geforderte Evaluierungen an die Seite der von der wissenschaftlichen Gemeinschaft selbst eingerichteten Verfahren getreten. Dies geschah in den USA und einigen westeuropäischen Ländern früher und schneller als in der Bundesrepublik; Großbritannien und die Niederlande können bereits auf eine mehrjährige Folgenerfahrung zurückblicken.

Eine kontinuierliche Beurteilung ihrer Produkte hatte sich in der Wissenschaft fest etabliert, als sie ›modern‹ wurde. An die Stelle des Universalgelehrten trat die Arbeitsteiligkeit einer wissenschaftlichen Gemeinschaft, in der sich die Mitglieder in Forschung und Reflexion kritisch aufeinander bezogen – seit Beginn des 18. Jahrhunderts im Medium wissenschaftlicher Zeitschriften. Die Formen, in denen sich die Beurteilung wissenschaftlicher Arbeiten vollzieht, sind das Zitat, die Rezension, die Konstruktion des Forschungsstandes, die Begutachtung von Nachwuchsarbeiten oder Forschungsanträgen, um nur die wichtigsten zu nennen.

Allerdings findet diese Beurteilung der Qualität einer wissenschaftlichen Arbeit innerhalb der wissenschaftlichen Gemeinschaft ausschließlich unter dem Gesichtspunkt ihres Beitrages zur Förderung der Erkenntnis statt. Nicht beurteilt wird in diesen Verfahren, ob man das Produkt auch schneller, billiger, allgemein verständlicher, innovativer, anwendungsorientierter hätte bekommen können. Und freilich auch nicht: Ob eine konkrete Erkenntnis gewonnen zu haben, überhaupt den Aufwand gelohnt hat, und ob man nicht besser andere Erkenntnisse oder gar keine neuen Erkenntnisse, sondern bereits vorhandene Informationen oder Wissen hätte zusammenstellen und auswerten sollen. Eben dies steht heute auf der Tagesordnung. Sobald die Bewertungsfragen unter

dieser Perspektive formuliert werden, berühren sie auch den Kern des Wissenschaftssystems: die Autonomie. In allen Ländern, in denen Debatten über Sinn und Realität der Evaluierung geführt worden sind, wurde dies auch gesehen; der Wunsch, den Status quo der Autonomie zu verändern, kann als eine treibende Kraft gelten. Auch in Deutschland sind in den letzten Jahren Fragen der Verbindung zwischen öffentlicher Legitimation bzw. Rechenschaftspflicht und der Selbststeuerung der Wissenschaft ins Zentrum der Diskussion um Qualität in den Wissenschaften gerückt.

II. Löst man den Blick von der Gegenwart, so drängt sich der Eindruck auf, dass nach den heftig geführten Auseinandersetzungen um die Form des politischen Systems im 18. und 19. Jahrhundert sowie des Wirtschaftssystems im 19. und 20. Jahrhundert seit den 1950er Jahren die Gestaltung des ›richtigen‹ Wissenschaftssystems zum Angelpunkt gesellschaftlicher Auseinandersetzung geworden ist. Erst seit dieser Zeit wird die moderne Wissenschaft zur ›Big science‹; als solche zeitigt sie nicht mehr nur Wirkungen für das Leben, sondern sie wird in großem Maßstab und in allen Lebensbereichen um dieser Wirkungen willen betrieben. Zunehmend mehr ist die heutige Großforschung eine betriebsförmige Produktion wissenschaftlicher Erkenntnis, die zu ihrer Erhaltung eines hohen und kontinuierlichen Zuflusses an Geld bedarf; an sie wird eine Vielzahl unterschiedlicher Leistungserwartungen adressiert. Dieser Form der gesellschaftlichen Integration kann man mit pauschalen Hinweisen auf die grundgesetzlich garantierte Forschungsfreiheit nicht beikommen. Zwischen der Auffassung von purer Autonomie und dem Zwang, jegliche ›Vergesellschaftungs‹-Konzeption zu akzeptieren, liegt ein breiter Spielraum, insofern sind die aktuellen Debatten über Evaluierung Teil eines noch offenen Prozesses, in dem Ziele, Verhältnisse, Risiken und Erfahrungen ausgelotet werden.



Berichterstattungsverpflichtungen und Begutachtungsverfahren haben nicht nur in der Wissenschaft, sondern in allen gesellschaftlichen Teilbereichen massiv zugenommen. Mit derartigen Verfahren scheint sich die Gesellschaft die Intransparenz der sozialen Vorgänge und das Risiko erträglich zu machen, die mit dem Zwang verbunden sind, durch gegenwärtige Entscheidungen langfristig und unumkehrbar die Zukunft festlegen zu müssen. In Deutschland hat im Anschluss an die internationale Entwicklung und das singuläre Ereignis der Umgestaltung der Wissenschaftslandschaft im Zusammenhang mit der Wiedervereinigung vor allem der Wissenschaftsrat eine weit greifende Evaluierungstätigkeit aufgenommen, die Hochschulen und außeruniversitären Einrichtungen gilt. Die beiden für die Grundlagenforschung wichtigsten Einrichtungen DFG und MPG sind ebenfalls bereits von externer Seite begutachtet worden.

Die »Externalisierung« der Bewertung von Wissenschaft signalisiert sowohl Vertrauensverlust in die Selbststeuerungsmechanismen wie auch verstärkte Erwartungen und Anforderungen, die verschiedene Gruppen an die Wissenschaft adressieren. Wenn sich die Gesellschaft aber abhängig fühlt von Ergebnissen der Wissenschaft, wenn ihre Leistungen in die Handlungspläne als Kosten und Gewinnfaktor aufgenommen sind, benötigen die Organisationen nützliche, anwendbare, profitable Wahrheiten. Die auf dieser Grundlage erforderlichen Qualitätskriterien sind nicht umstandslos die der wissenschaftlichen Urteilsfindung.

III. Aus der Perspektive der Politik geht es bei Fragen der wissenschaftlichen Autonomie neben der Bestimmung von Zielen vor allem darum, mit welchen Mitteln die Gestaltung des Wissenschaftssystems bewerkstelligt werden soll. Dabei lässt sich ein Paradigmenwechsel beobachten: weg von Rahmenordnungen und Inputsteuerung, die komplexen Systemen nicht angemessen sind, hin zur Implementierung von geeigneten Mechanismen der Outputsteuerung. Dann geht es darum, dass die Leistungen der Wissenschaft zumindest beobachtet werden und die Politik dies koppelt mit der Verantwortung für die Prüfung des Bedarfs als Finanzierungsvoraussetzung.

Der Hinweis auf die Verhältnisse bei den europäischen Nachbarn oder in den USA dient der deutschen Wissenschaftspolitik dabei als Stütze und Instrumentenkasten, aus dem man sich, wieder einmal verspätet, bedienen kann, um weltmarktkompatibel zu werden. Man hat dar-

aus zum Beispiel gelernt, dass Evaluierungen der Potenzialausschöpfung dienen, dass sie am besten als Verbindung von Selbst- und Fremdbewertung durch Peers organisiert werden, zu öffentlicher Rechenschaftslegung und Überprüfung der Zielerreichung führen, in jedem Falle auf Dauer gestellt werden müssen und dass ihr Erfolg maßgeblich von der Ernsthaftigkeit der Selbstevaluierung der Einrichtungen abhängt. Man hat vorerst noch nicht aus der niederländischen Erfahrung gelernt, dass es eine Organisation geben müsste, der die »Metaevaluation« obliegt, damit beobachtet und abgesichert werden kann, ob die Ergebnisse von Evaluationen auch umgesetzt werden. Bei aller Nachahmungsretorik ist unumstritten, dass sich Strukturen und Verfahren nicht ohne Rücksicht auf den Kontext nationaler politischer, rechtlicher und kultureller Institutionen übertragen lassen.

iv. In den öffentlichen Äußerungen über Sinn und Zweck von Evaluierungsvorgängen werden schnell grundlegende Differenzen zwischen Politik und Wissenschaft deutlich. Während etwa die Hochschulvertreter aller »Statusgruppen« in der Evaluierung eine Qualitätsentwicklungsmaßnahme sehen wollen, die zu einer verbesserten Selbststeuerung führt, und zu der Empfehlung neigen, man solle Evaluierung und finanzsteuernde Instrumente weit auseinanderziehen, plädieren Politik und Wissenschaftsadministration für eine von Evaluierungsverfahren und -ergebnissen gestützte leistungsorientierte und zielgenaue Verteilung der knapper werdenden Finanzmittel. Häufig verbindet die Politik die Finanzierungsdiskussion mit dem Hinweis, dass es eine weiter gehende Deregulierung und Flexibilisierung von Rahmenbedingungen nur um den Preis der Qualitätsverbesserung geben könne. Auf diese Weise wird versucht, Staatsfreiheit und Rechenschaftslegung, Selbststeuerung eines Faches und Vertrauen in die Verwertbarkeit zu koppeln. Gerade die leistungsfähigen Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler fordern hingegen mehr Differenz und Differenzierung, wenn durch Evaluierung tatsächlich Qualität gefördert werden soll.

Noch unzureichend ist das Wissen darüber, ob die Institutionalisierung von Begutachtungs- und Rechenschaftsverpflichtungen des Wissenschaftssystems zu einer Stärkung der politischen und der Hochschuladministration führt. Und noch kaum erforscht sind die Show-Strategien des guten Gewissens. Nicht erst seit den Science wars haben die wissenschaftlichen Gemeinschaften er-

kannt, dass eine (Selbst)-Evaluierung Ansprüche zu begründen vermag und zu Vorteilen in der Konkurrenz untereinander genutzt werden kann. Es geht schließlich auch um die Verteilung von »Zertifizierungsrechten«. »Spieglein, Spieglein an der Wand, wer ist der Beste im ganzen Land?« Und welcher Spiegel sagt die Wahrheit?

Dokumentation

1. Anstöße zur Qualitätsmessung

Die Externalisierung der Leistungsbewertung »ist Teil einer bis in die späten 1960er Jahre zurückreichenden, alle gesellschaftlichen Bereiche erfassenden Bewegung, die Leistungen von Firmen, Organisationen, Bürokratien und schließlich auch Forschungsinstituten, Fakultäten und ganzen Universitäten in Relation zum Aufwand zu bewerten, und das heißt nach Möglichkeit quantitativ zu messen. Bei dieser Bewegung handelt es sich im Grunde um eine Stärkung der politischen und administrativen Kontrolle im Hinblick auf die Implementierung von Zielen und die Zuweisung von Ressourcen. Sie lässt sich als Ökonomisierung interpretieren, insofern durch sie Leistungen unterschiedlicher Art auf finanziellen Aufwand zurechenbar werden. Sie kann aber zugleich auch als Stärkung demokratischer Kontrolle gesehen werden, wo immer es um die präzisere Rechenschaftslegung von Leistungen geht, die mit öffentlichen Mitteln finanziert werden. Genau das betrifft die Wissenschaft, und folglich war es nur eine Frage der Zeit, wann die Evaluationsbewegung auch auf die Wissenschaft übergreifen würde.« (Weingart, *Vertrauen und Distanz*)

»Auch in der Wissenschaftspolitik ist die deutsche Einheit durch einen Institutionentransfer von West nach Ost vollzogen worden. Die zentralistische Forschungsorganisation der DDR wurde mitsamt den sie repräsentierenden Einrichtungen ... aufgelöst und das Personal – aufgrund einer vom Wissenschaftsrat durchgeführten Evaluation erheblich reduziert – in das als bewährt erachtete westdeutsche System der außeruniversitären Forschung und Forschungsförderung überführt. ... Des Weiteren hat das gesamte Evaluationsverfahren den Anstoß zu der vom Wissenschaftsrat aufgegriffenen Forderung gegeben, auch die Einrichtungen im Westen zu evaluieren. Diese geraten also unter zunehmenden Legitimationsdruck, der insbesondere wiederum dem Bund die Gelegenheit gibt, möglicherweise lange geplante Strukturreformen in den Institutionen durchzusetzen. ... Selbst wenn es gelänge,

das wissenschaftspolitische Bund-Länder-Gleichgewicht stabil zu halten, wird eine wertende Prüfung und – wo nötig – eine Strukturreform der gesamtdeutschen Forschungsorganisation weiter eingefordert werden.« (Stucke, *Deutsche Wissenschaftspolitik*, S. 88 und 92)

»Während in früheren Jahren grundsätzlich angenommen wurde, das in die Hochschulen investierte Geld sei sinnvoll angelegt und die dort tätigen Wissenschaftler würden Gutes damit tun, ist dieses Vertrauen in die Hochschulen deutlich geschwunden.« (Müller-Böling, *Evaluation zur Rechenschaftslegung*, S. 4)

»Lange Studienzeiten, hohe Fachwechsler- und Studienabbrecherquoten gelten vielen Außenstehenden als Indizien dafür, dass die Lehre an deutschen Universitäten eine mangelhafte Qualität besitzt.« (Daniel, *Evaluierung der Lehre*, S. 27)

»Die Evaluierung ist seit den 70er Jahren nicht aus dem Bereich der Hochschulen und der Wissenschaft gekommen. Es bedurfte massiver Anstöße des Staates, damit dies ein Thema wurde, dem sich dann die Wissenschaft angeschlossen hat. ... Gelegentlich tut der Staat doch auch etwas Gutes, und nicht, um hinterher selbst als der große Regulierer dazustehen, sondern um gesellschaftlich notwendige Entwicklungen anzustoßen. Die Administration der politischen Leitung hat der Wissenschaft nämlich etwas voraus: Wir haben ein politisches Mandat, ein begrenztes. Wir müssen gesellschaftliche Entwicklungen, die wir für vernünftig halten, anstoßen.« (H. R. Friedrich, in: *Podiumsdiskussion*, S. 179)

»Wettbewerb ist nicht nur die entscheidende Rechtfertigung wissenschaftlicher Evaluation, er war auch deren Geburtshelfer. In den USA wurde das Konzept der Forschungs- und Lehrevaluation entwickelt, weil es galt und gilt, im Wettbewerb zu bestehen; Universitäten, die von den Gebühren der Studenten leben, um die Gunst der Studenten konkurrieren und je nach Qualität und Erfolg ihrer Lehre für die Studenten attraktiv sind, müssen wissen, wie es um die Qualität und den Erfolg ihrer Lehrenden steht; universitäre Forschung, die nach Verwertbarkeit und Vermarktbarkeit ihrer Ergebnisse in der Industrie oder in den Medien gefördert wird, muss sich der entsprechenden Leistungen ihrer Forscher versichern. ... Das deutsche Universitäts- und Wissenschaftssystem funktio-



niert nicht in gleicher Weise nach der Logik des Markts. ... Hier ist nur zu bemerken, dass beide, das amerikanische wie das deutsche Universitäts- und Wissenschaftssystem, spezifisch gewachsene Strukturen sind, in denen sich auch Vorzüge und Nachteile in spezifischer Weise ineinander verwachsen haben. Einzelne Elemente aus dem einen System herauszureißen und in das andere hineinzupflanzen ist problematisch.« (Schlink, *Evaluierte Freiheit?*, S. 14f.)

II. Autonomie versus Kontrolle

»Die Veränderungen im gegenwärtigen Wissenschaftssystem und im komplexen Spannungsverhältnis zwischen Wissenschaft und Öffentlichkeit manifestieren sich in einem unverkennbaren legitimatorischen Schub, der von einer Kultur der Autonomie der Wissenschaften zu einer noch zu erarbeitenden Kultur der Rechnungslegung und Verantwortung geht. Dazu kommt, dass aus vielen strukturellen Gründen der Druck auf die Wissenschaften zunimmt, in ihre Problemstellungen explizit und nachweislich Kriterien aufzunehmen, die neben wissenschaftlicher Qualität einen gesellschaftlichen oder ökonomischen Bezug aufweisen. In diesem Sinn beginnen alle Forschungsgebiete jenen zu gleichen, die – ob sie es wollen oder nicht – politikrelevantes Wissen erzeugen.« (Nowotny, *Orte des Austauschs*, S. 20)

»Die Aufregung über die Prognose einer zunehmend an »externen«, das heißt anderen als rein wissenschaftlichen Kriterien orientierten Wissenschaftsentwicklung, die mit der Zerstörung der freien Wissenschaft gleichgesetzt wurde, ist aus der Rückschau nur vor dem Hintergrund des damals herrschenden Kalten Krieges verständlich. Die »freie Wissenschaft« war nicht zuletzt »ideologisches Kapital« im Wettstreit der Systeme, eine Zuordnung, die bis in die 30er Jahre zurückzuverfolgen ist. ... Erst heute wird erkennbar, dass die politischen Bedingungen des Kalten Krieges diese Entwicklung für mehrere Jahrzehnte verhindert haben, die andernfalls wahrscheinlich schon früher eingesetzt hätte. In dem Augenblick, in dem die »freie Wissenschaft« nicht mehr als die ideologische Münze, als Synonym des »freien Westens« dienen musste, wurde sie den Regulativen der Massendemokratie und des Marktes zur Disposition gestellt: der über die Medien vermittelten Legitimierung ihrer Ziele und der über den Markt vermittelten Legitimierung ihres Nutzens. Die Folge dieser Entwicklung war, wenn nicht die Rücknah-

me, so doch die erhebliche Einschränkung des Vertrauens in die Selbstregulierungsmechanismen der Wissenschaft und deren partielle Ersetzung durch öffentliche und formalisierte Verfahren. Diese Externalisierung der Evaluierung der Wissenschaft ... ist Ausdruck einer enger gewordenen Kopplung des Wissenschaftssystems mit der Gesellschaft.« (Weingart, *Vertrauen und Distanz*)

»Evaluation ist natürlich ein Mittel der öffentlichen Rechenschaftslegung*, accountability, sagen die Engländer. Taxpayer's money wird hier verbraucht, Steuergeld und die Steuerzahlerinnen und Steuerzahler haben ein Recht darauf zu erfahren, ob das Geld gut angelegt ist.« (Landfried, *Bedingungen für Qualitätssicherung*, S. 28)

»Evaluationsstudien ... sollen die Wirkungen von forschungs- und technologiepolitischen Maßnahmen feststellen, um Planungs-, Entscheidungs- und Bewertungsprozesse auf politischer Ebene unterstützen zu können.« (Kuhlmann, *Wie bewertet man forschungs- und technologiepolitische Programme?*, S. 110)

»Die massivste Kritik, die an die Adresse der Hochschulen zu richten ist, ist ... diese unglaubliche Verschwendung von Potenzialen und die – bislang – unsanktionierte Selbstgefälligkeit und Selbstgerechtigkeit, mit der die Missachtung des weiblichen Begabungspotenzials praktiziert und Kritik als unzulässiger Angriff auf die Hochschulautonomie disqualifiziert wird.« (Gebhardt-Benischke, *Reform der Hochschulgesetze*, S. 11)

III. Methoden und Probleme

»Mit einem ... Kennzahlen-Katalog ließe sich die Transparenz unseres Hochschulsystems ... entscheidend verbessern. Zugleich müssen jedoch auch die Grenzen des Informationsgehalts derartiger Kennzahlenkataloge gesehen werden. Die Qualität des Studiums lässt sich dadurch ebenso wenig messen, wie die konkreten Studienbedingungen nur ansatzweise erfasst werden können. Hier können nur regelmäßige Befragungen von Studenten und Absolventen, wie sie erstmals für die deutschen Universitäten vom *Spiegel* vorgenommen wurden, weiterhelfen.« (Block, Hornbostel und Neidhardt, *Leistungstransparenz von Hochschulen*, S. 20)

»Kriterien für wissenschaftliche Qualität sind unter anderen die Kohärenz der Forschungsplanung und des Forschungsprogramms, die Zahl der qualifizierten Publikationen in referierten Zeitschriften, die Einwerbung von Drittmitteln, vor allem der DFG, oder die Anzahl der Wissenschaftler, die zu internationalen Konferenzen eingeladen wurden.« (Stucke, *Evaluation als Normalfall*)

»Obwohl von den forschungspolitischen Akteuren immer wieder argumentiert wird, dass Evaluationen der Qualitätssicherung dienen, ist weder klar, was unter »Qualität der Forschung« zu verstehen ist, noch ob und in welcher Form Evaluationen ein geeignetes Instrument zur »Qualitätssicherung« sein können.« (Röbbecke und Simon, *Zwischen Reputation und Markt*, S. 10)

»Die Bereitschaft zur Kritik ist unter Wissenschaftlern beschränkt. ... Spätestens aber dann, wenn Zweifel aus den eigenen Reihen kommen, wenn anerkannte Fachleute auf Unstimmigkeiten in wissenschaftlichen Arbeiten aufmerksam machen, müsste die Fähigkeit zur Selbstkritik einsetzen. Das aber scheint nicht der Fall zu sein. ... Doch wenn gerade Forscher eine »Selbstkontrolle der Wissenschaft« propagieren, müsste auch jeder Einzelne zulassen, dass er auch selbst einmal von den Kollegen kritisiert wird. ... Andernfalls müssten sich die Kultusminister der Länder Gedanken machen, ob nicht die alte Idee eines unabhängigen »Wissenschaftsgerichtshofs« eine Lösung sein könnte. Denn im Moment ist die »Selbstkontrolle der Wissenschaft« nicht mehr als ein schönes Märchen.« (Wormer, in: *Süddeutsche Zeitung*, 7. Dezember 1999)

»Traditionellerweise erfolgt die Bewertung von Qualität und Forschung innerhalb des Wissenschaftssystems durch die wechselseitigen Urteile der Mitglieder der Wissenschaftsgemeinschaft. Mit der Evaluierung soll dieser Prozess nach außen hin transparent gemacht und zugleich »objektiviert« werden. ... Diese Zielsetzung ... sieht sich aber dem Dilemma gegenüber, das fachliche Urteil derjenigen nicht vollends ersetzen zu können, die sie der Bewertung unterwerfen will. Qualität der Forschung ist nämlich 1. nur zirkulär und selbstreferenziell bestimmbar, und sie ist aufgrund dessen 2. nicht direkt von außen zugänglich. ... Der einzige Ausweg für den externen Beobachter besteht in der Bildung von »Indikatoren.« (Weingart, *Wissenschaftsevaluierung und Prospektion*, S. 54)

»Wissenschaftliche Evaluation ... setzt Konsens über die Maßstäbe und Kriterien, über das Verfahren und die Folge voraus, erfordert also Akzeptanz, Transparenz, aber auch Konsequenz.« (Erhardt, *Qualität als Maßstab und Ziel*)

»Ohne gegenseitiges Vertrauen von Politik und Wissenschaft läuft gar nichts. Ohne verlässliche Absprachen zwischen Politik und dem Wissenschaftsbetrieb gibt es keine langfristige Qualitätsentwicklung. Eine erfolgreiche Evaluation erfordert also das Einverständnis und das aktive Mitwirken der betroffenen Einrichtungen und ihrer Mitglieder. ... Nicht nur das Vertrauen und die Akzeptanz der Wissenschaft muss errungen werden, sondern auch die der Politik. Evaluationsberichte also, die darauf gerichtet sind, dem Staat mehr abzuverlangen, ohne Rücksicht zu nehmen auf dessen Leistungsvermögen, werden ins Leere laufen. Eine Gefahr, die man bei einer selbst verantworteten Evaluation durch die Wissenschaft auch nicht außer Acht lassen darf.« (Schuchardt, *Qualitätsbeurteilung in der Wissenschaft*)

»... ist es wichtig, bei der Bewertung von Forschungseinrichtungen zu berücksichtigen, ob in deren Mittelpunkt die Routineforschung oder auf Innovationen angelegte Forschung steht. ... Diese Unterscheidung ist von gravierender Bedeutung für die Durchführung einer Evaluierung und die Qualität von deren Ergebnissen. ... Ob Forschung innovativ ist, lässt sich bekanntlich erst ex post feststellen. Und auch das ist leichter gesagt als getan. Denn das Neue ist für die Vertreter der konventionellen Wirklichkeitssicht nicht immer leicht erkennbar.« (Matzner, *Die [verbinderte] Abwicklung*, S. 11)

»«Die Wissenschaft muss verjüngt und verweiblicht werden«, hieß es etwa im vergangenen Jahr. Den Satz brachte die hauseigene DFG-Gazette in Fettdruck, daneben jene Menschen, die den schönen Beschluss mit Sekt begossen: zwölf alte Männer und vier ältliche Frauen. Was nach Polemik klingt, beschreibt das Dilemma, in dem viele junge Forscher stecken. Ihre Anträge werden oft von älteren Herrschaften begutachtet. Das lässt sich wohl nicht vermeiden, hat aber fatale Konsequenzen: Gefördert werden vor allem etablierte Ideen, die gerade Jüngere eher meiden. Multidisziplinäre Anträge scheinen schon deshalb zu scheitern, weil die starre Organisation sie keiner bestimmten Wissenschaftskategorie zuordnen kann.« (Benecke, in: *Süddeutsche Zeitung*, 1. Februar 2000)



»...a female applicant had to be 2.5 times more productive than the average male applicant to receive the same competence score as he. ... Several studies have shown that both women and men rate the quality of men's work higher than that of women when they are aware of the sex of the person to be evaluated, but not when the same person's gender is unknown. It is somewhat surprising that the results of these studies have not discouraged the scientific community from relying on evaluation systems that are vulnerable to reviewer prejudice.« (Wennerås und Wold, *Nepotism and sexism in peer-review*, S. 342f.)

iv. Chancen und Perspektiven

»Vor dem Hintergrund der erreichten Qualifizierung und Präsenz der Frauen in den Hochschulen ... gilt es zu fragen, wo Risiken und Chancen in diesen neuen Organisationsformen liegen, welche Veränderungsimpulse von den Frauen ausgehen und welche Ressourcen sie einsetzen können, um als Akteurinnen an der Modernisierung der Hochschulstrukturen teilzunehmen.« (Roloff, *Hochschulen in Veränderung*, S. 11)

»Unternehmen Hochschule? Für einige ist dies noch immer eine eher skandalöse Formel. Da keimt die Befürchtung auf, Humboldt könne vom Kommerz zur Hintertür der Hochschule hinausgetrieben werden; oder die Gefahr einer ›Aldisierung‹ der altherwürdigen Alma Mater wird beschworen, in der die Freiheit von Forschung und Lehre einer umfassenden Discountierung von ›Bildungsprodukten‹ zum Opfer fällt. Dabei ist doch eines völlig klar: Hochschulen sind weder Cash cow noch Supermarkt; und sie sind keine Unternehmen, die auf Gewinnerzielung ausgerichtet oder dem Primat der Wirtschaftlichkeit unterstellt wären. Aber Hochschulen sind Unternehmen in dem Sinne, dass auch sie bestimmte Ziele – wissenschaftliche Ziele! – formulieren und verfolgen müssen; und ein effizienter Einsatz von Mitteln im Sinne dieser Ziele kann auch für sie kein absolutes Fremdwort sein. ... hieraus ergibt sich ein durchaus anspruchsvolles Programm. Denn verlangt wird ... ein ganzheitlicher Ansatz der Hochschulentwicklung, der die verschiedenen Reformbereiche zusammenführt, sie miteinander vernetzt und den erforderlichen Einsatz in korporative Handlungsfähigkeit, in Eigenverantwortlichkeit und Autonomie übersetzt.« (Müller-Böling, *Unternehmen Hochschule – Hochschule unternehmen?!*, S. 3)

»Doch zeigen viele erfreuliche Beispiele reformfreudiger, leistungsfördernd fortentwickelter deutscher Universitäten, dass auch im sicherlich reformbedürftigen Gestaltungsrahmen geltender Regeln und Gesetze sehr viel mehr selbst verantwortliche Erneuerung und Optimierung im Wissenschaftssystem möglich ist, als oft behauptet wird. Nichts hindert Fachbereiche und Fakultäten daran, ihre Studienangebote so zu modernisieren und ... international anschlussfähig zu machen, dass nicht nur die unverzichtbare wissenschaftliche Qualität der Ausbildung, sondern auch die sich wandelnden Erfordernisse der Berufspraxis im vereinigten Europa und einer immer stärker global agierenden Wirtschaft Berücksichtigung finden. Das geschieht auch heute schon ... und wird viele der heute noch weithin berechtigten Kritikpunkte hoffentlich bald überholt erscheinen lassen.« (Markl, *Reform des deutschen Forschungssystems*, S. 34)

»Allein die Tatsache, dass ein kritisches Auge oder viele kritische Augen sich auf den Lehrbetrieb richten, hat sicher einen qualitätsverbessernden Effekt, aber er hält sich in Grenzen. ... Auf jeden Fall wird etwas eintreten, was auch immer die positiven Effekte sind: Es wird zu einer Stärkung der Administration kommen, möglicherweise der nichtstaatlichen Administration.« (H. F. Spinner, in: *Podiumsdiskussion*, S. 160)

»Es ist zwar nicht der unmittelbare Zweck von Evaluationen, aber eine wünschbare Nebenwirkung, dass Wissenschaftler den Kopf heben und über den Tellerrand ihres gut geregelten Alltags mit seinen disziplinspezifischen Gewissheiten schauen. Bewertungen von außen befördern potenziell die Horizonterweiterung von Fachmenschen und können langfristig neue interessante Fragestellungen oder Forschungen hineinbringen. ... Eine Modernisierung im Geiste eines buchhalterisch kontrollierten Turbo-Kapitalismus wird möglicherweise, als nichtintendierter Nebeneffekt, die feudalpatriarchalischen Strukturen des deutschen Wissenschaftsbetriebs erschüttern.« (van der Velde, in: *www.gegenworte-forum.de*)

»Evaluationen sind keine Strafgerichte, machen infolgedessen auch keine Scharfrichter erforderlich, sondern gewähren Beratung und Hilfe, Potenziale auszuschöpfen. Evaluation ist ein Instrument der Diagnose und der Therapie.« (Landfried, *Bedingungen für eine erfolgreiche Qualitätssicherung*, S. 27)

»Der Kern einer wissenschaftlichen Qualitätsbeurteilung kann ... nur ein kommunikativer Vorgang sein.« (Meyer, *Vom Zwang zur Rechenschaft*)

»Wenn nun Qualität an der Hochschule nicht allein in der mustergetreuen Fertigung besteht, sondern wesentlich noch die Normabweichung bzw. die Erzeugung des Nichtnormierbaren ist, dann ist Qualitätsmanagement an Hochschulen der Versuch, die normierte Normabweichung zu organisieren: also ein Paradoxon. Da die Hochschule insgesamt eine paradoxe Organisation ist, scheint die Annahme nahe liegend, dass nur paradoxe Qualitätsentwicklungsprozesse strukturausreichend sind. Insofern muss Qualitätsmanagement an Hochschulen nicht von vornherein als absurder Versuch der Qualitätsentwicklung betrachtet werden.« (Pasternack, *Qualität von Hochschule*, S. 26)

* eingeleitet und zusammengestellt von
Wolf-Hagen Krauth und Hazel Rosenstrauch
Zuarbeit: Michael Strassnig

Literatur:

- Benecke, M.: DFG – die Entdeckung der Langsamkeit, in: *Süddeutsche Zeitung*, 1. Februar 2000
Block, H. J., Hornbostel, S. und Neidhardt, F.: *Leistungstransparenz von Hochschulen. Ergebnisse aus dem Forschungsprojekt ›Vergleichende Bewertung von Leistungen der Hochschulen‹*, Bonn 1990
Daniel, H.-D.: *Evaluierung der Lehre*, in: Gesellschaft von Freunden der Technischen Universität Berlin (Hrsg.), *Humanismus und Technik*, Jahrbuch 1995, Band 39, Berlin 1996, S. 27–34
Erhardt, M.: *Qualität als Maßstab und Ziel*. Elemente einer an Qualität und Leistungsfähigkeit orientierten Hochschulreform, Referat beim Wartburg-Gespräch der Konrad-Adenauer-Stiftung am 1./2. Dezember 1995
Gebhardt-Benischke, M.: *Reform der Hochschulgesetze – Perspektiven für die Chancengleichheit*, in: 9. Jahrestag der Landeskonferenz der Frauenbeauftragten an Hochschulen in Berlin. Hochschulreform-Perspektiven für die Chancengleichheit, Berlin 1999, S. 11–15
Kuhlmann, S.: *Wie bewertet man forschungs- und technologiepolitische Programme?*, in: *Spektrum der Wissenschaft*, Januar 1997, S. 110–112
Landfried, K.: *Bedingungen für eine erfolgreiche Qualitätssicherung in Studium und Lehre*, in: Hochschulrektorenkonferenz (Hrsg.), *›Viel Lärm um nichts?‹* Evaluation von Studium und Lehre und ihre Folgen, Bonn 1999, S. 25–29
Matzner, E. (Hrsg.): *Die (verhinderte) Abwicklung*. Eine Dokumentation, Forschungsstelle für Sozioökonomie an der Österreichischen Akademie der Wissenschaften, Wien 1998
Markl, H.: *Reform des deutschen Forschungssystems*. Die Max-Planck-Gesellschaft nach ihrer Evaluation durch eine internationale Expertenkommission, in: *Wissenschaftsmanagement* 1. Januar/Februar 2000, S. 33–37
Meyer, H. J.: *Vom Zwang zur Rechenschaft und seinen Wirkungen*, Vortrag im Rahmen der Tagung der BBAW ›Qualitätsbeurteilung in der Wissenschaft‹, November 1999
Müller-Böling, D.: *Evaluation zur Rechenschaftslegung oder Qualitätsverbesserung? Eine Bestandsaufnahme der Evaluation an deutschen Hochschulen*, CHE Arbeitspapier Nr. 12, Gütersloh, August 1996

- Müller-Böling, D.: *Unternehmen Hochschule – Hochschule unternehmen?!*, in: *Wissenschaftsmanagement. Zeitschrift für Innovation*, 1/2000, S. 3
Nowotny, H.: *Orte des Austauschs*, in: *heureka!* 5/98, S. 19–20
Pasternack, Peer: *Qualität von Hochschule*, Wittenberg 2000
Podiumsdiskussion, *›Viel Lärm um nichts?‹* Die Bedeutung von Evaluation und Qualitätssicherung für den Hochschulbereich, in: Hochschulrektorenkonferenz (Hrsg.), *›Viel Lärm um nichts?‹* Evaluation von Studium und Lehre und ihre Folgen, Bonn 1999, S. 151–185
Röbbecke, M. und Simon, D.: *Zwischen Reputation und Markt. Ziele, Verfahren und Instrumente von (Selbst)Evaluierungen außeruniversitärer, öffentlicher Forschungseinrichtungen*, WZB-Papers, Berlin 1999
Roloff, C.: *Hochschulen in Veränderung. Wo stehen Frauen in der gegenwärtigen Umbruchphase?*, in: Roloff, C. (Hrsg.), *Reformpotential an Hochschulen: Frauen als Akteurinnen in Hochschulreformprozessen*, Berlin 1998, S. 11–36
Schlink, B.: *Evaluierte Freiheit? Zu den Bemühungen um eine Verbesserung der wissenschaftlichen Lehre*. Vortrag anlässlich der Verabschiedung des Kanzlers Rainer Neumann, 28. Juni 1999 (gedruckte Fassung: Forschungsabteilung der Humboldt-Universität), Berlin 1999
Schuchardt, H.: *Qualitätsbeurteilung in der Wissenschaft. Die mögliche und notwendige Fortentwicklung der Evaluationsinstrumente und -prozeduren zur Sicherung bzw. Verbesserung der Qualität der Forschung*. Vortrag im Rahmen der Tagung der BBAW ›Qualitätsbeurteilung in der Wissenschaft‹, 27. November 1999
Stucke, A.: *Deutsche Wissenschaftspolitik im Übergang*, in: *Spektrum der Wissenschaft*, November 1993, S. 88–92
Stucke, A.: *Evaluation als Normalfall – die Bewertung von Einrichtungen der außeruniversitären Forschung durch den Wissenschaftsrat*. Impulsreferat in der Arbeitsgruppe Forschungs-, Technologie- und Innovationspolitik. 1. Jahrestag der Deutschen Gesellschaft für Evaluation, Köln, 25. Sept. 1998
van der Velde, M., in: *www.gegenworte-forum.de*
Wennerås, C. und Wold, A.: *Nepotism and sexism in peer-review*, in: *Nature*, Vol. 387 (1997), S. 341–343
Weingart, P.: *Wissenschaftsevaluierung und Prospektion: Wissenschaftliche Fundierung und institutionelle Verantwortung*, in: Schweizerischer Wissenschaftsrat (Hrsg.), *Die Evaluation im Wissenschaftsbereich. Grundsätze, Erfahrungen und Vorschläge*. o. O. 1996. (Programm Forschungspolitik 39)
Weingart, P.: *Peer review, Betrug und die Externalisierung der Steuerungsmechanismen*, in: *Vertrauen und Distanz*, Manuskript (Teil eines in Arbeit befindlichen Buches)
Wormer, H.: *Das Märchen von der Selbstkontrolle der Wissenschaft*, in: *Süddeutsche Zeitung*, 7. Dezember 1999

Zu den Personen:

- Manfred Erhardt: Generalsekretär des Stifterverbandes für die Deutsche Wissenschaft
Prof., Dipl. Volkswirt Hans Rainer Friedrich: Leiter der Abteilung ›Hochschulen, Ausbildungsförderung‹ des BMBF
Dr. Stefan Kuhlmann: Leiter der Abteilung ›Technikbewertung und Innovationsstrategien‹ am Fraunhofer-Institut Systemtechnik und Innovationsforschung (ISI) in Karlsruhe
Prof. Dr. Klaus Landfried: Präsident der Hochschulrektorenkonferenz
Prof. Dr. Dr. h. c. mult. Hubert Markl: Präsident der Max-Planck-Gesellschaft
Egon Matzner: ehemaliger Leiter der Forschungsstelle für Sozioökonomie der Österreichischen Akademie der Wissenschaften
Hans Joachim Meyer: Sächsischer Staatsminister für Wissenschaft und Kunst
Detlef Müller-Böling: Geschäftsführer des ›Centrums für Hochschulentwicklung‹ (CHE) in Gütersloh
Prof. Helga Nowotny: Professorin für Wissenschaftstheorie und Wissenschaftsforschung an der ETH Zürich, Leiterin des Collegium Helveticum, Permanent Fellow am Collegium Budapest
Min. a. D. Helga Schuchardt: Vorsitzende des Kuratoriums der Volkswagen-Stiftung, Hannover

Barend
van der Meulen

A letter to German colleagues on Dutch experiences

Im November 1999 fand in der BBAW eine Tagung zum Thema »Qualität« statt. Die Niederlande gelten als Vorreiter bei der sukzessiven Umstellung von Universitäten und Forschung auf externe Qualitätsbewertung. Barend van der Meulen, der an dieser Tagung teilnahm, fühlte sich in vieler Hinsicht an Diskussionen erinnert, die in den Niederlanden vor 16 Jahren stattgefunden haben. Den folgenden Brief schrieb er nach den Gesprächen in Berlin. Barend van der Meulen betonte jedoch, dass er damit nicht sagen möchte, sein Land sei Deutschland voraus oder habe die Probleme schon hinter sich: »There is no reason to assume that evaluation practices in Germany will develop similarly to those in the Netherlands.«

Dutch universities faced the first formal evaluations of academic research in 1982, when the Government decided to make institutional funding conditional on positive ex ante assessments of research programmes. Universities had to organise at least 80% of their research in five years research programmes of considerable size – a task accomplished rather easily in the natural sciences, but not in the social sciences and humanities. The latter felt to be forced into an uncomfortable straitjacket, but in the end

The new regime broke paths at the beginning, and certainly functioned in identifying stagnant research at the universities. Researchers soon learned how to cope, how to formulate programmes, and about required performances.

succeeded in organising programmes – at least on paper. The academic community underwent a phase of uncertainty about quality criteria. The assessment was organised by the »Ministry of Education and Sciences« and carried out by disciplinary peer committees, who were to merit

each programme regarding scientific quality and social relevance. Results of the evaluations showed that the peer committees had evaluated using different standards. Some, more strict, tried to select only the best of the programmes. Others, in contrast, were generous and defended the discipline (including their own) against the new pressures. Only a few of the committees were able to cope with the social relevance criteria. The new regime broke paths at the beginning, and certainly functioned in identifying stagnant research at the universities. Researchers soon learned how to cope, how to formulate programmes, and about required performances.

Another evaluation practice also developed in the eighties. These evaluations were linked to Government's ambitions to improve strategic planning of university research and to implement budget cuts. From 1978 to 1989, about 14 ad hoc disciplinary committees were initiated by the »Minister of Education and Sciences« in fields ranging from physics to theology and from chemistry to political sciences. Each of these committees was asked to assess research performances, to prognosticate the discipline's development, to advise about priorities, posteriors (negative priorities) and to come up with recommendations for structural reforms. Some of the committees were also asked to advise on closing of departments. Considering the budget restrictions the Dutch universities faced in the eighties, it goes without saying that most of these committees operated in a high stakes context and their findings were often disputed.

With hindsight, probably the largest impact made by these committees was the acceptance of bibliometric indicators for evaluative purposes. Each committee tried to find the best set of indicators, some relying more on scientific publications, others emphasising citation scores; some limiting themselves to a single indicator, others combining several indicators. The immediate impact made by these indicators was often a debate about these methods. In an evaluation of these committees around 1990, we showed

that opinions on the bibliometric methods often correlated with opinions on the recommendations. The then »Advisory Council for Science Policy« (now the »Advisory Council for Science and Technology Policy« – AWT) deviated from this pattern, and developed a consistent view on bibliometric tools, which, over time has more or less become the Communist opinion of the Dutch academe. University managers and researchers have learned to interpret and use simple indicators – such as number of publications and citations – as modest tools for evaluation and decision-making.

By now, almost twenty years later, the evaluations are still important for effectuating accountability of universities towards their main sponsor, the Government. However, as with publishers in the well-known peer review of manuscripts, the existence and good organisation of the evaluation ensures the sponsor that research is of good quality. The Government is no longer involved in the organisation, left alone in the formulation of criteria or determining the kind of conclusions and recommendations. The evaluations now function mainly to inform the university management (at department, faculty and university level). The direct linkage with institutional funding has disappeared, although excellent evaluations are usually rewarded with a bonus. The »Association of the Dutch Universities« took over the responsibility for the evaluations in 1992. Evaluations are now organised discipline-wise in a four-year rolling scheme. I won't go here into the details of the evaluation procedure here, but instead mention the three pillars on which it is based.

The first pillar is the self-evaluation report, written by the department and faculty. The basic function of the report is, of course, to inform the evaluation committee on the mission, performances, productivity and future plans of the research group. But the act of self-evaluation also helps the research management understand the strengths, weaknesses and commitment to the evaluation and its outcomes. The second pillar is the evaluation committee, with a membership of peer researchers working





abroad and chaired by an eminent Dutch researcher with knowledge of the organisation of Dutch universities. In principle, the committees will visit the departments. The third pillar is the protocol that defines the evaluation procedure and the evaluation criteria. The protocol leaves some room for variety, but basically every evaluation is carried out in a similar way. Researchers know what the evaluation criteria are and how they will be evaluated, evaluation committees don't have to discuss extensively the evaluation procedure.

Every research programme is evaluated on its quality, its productivity, its viability and its relevance. The four criteria are not independent of each other and it is easy to show that in practice, the scores correlate significantly. Nevertheless, the distinction between the four has mitigated discussions on the nature of scientific quality and the validity of bibliometric indicators. More importantly that the distinction enables evaluation of young groups or groups that have recently changed its research programmes radically without direct budget consequences for such groups. Such groups may not have had the time to develop and show quality and productivity. Based on the future plans, however, the committee can assess viability and relevance, and do so often.

of my PhD committee, a well known Dutch philosopher, declared at the public defence of the thesis that in the eighties he had strongly opposed the interventions of the government, but looking back he could not but confess that they had been necessary and were of benefit.

Present evaluations do not have such major impact and, (as a consequence?) are widely accepted within the academic community. Outcomes are not mechanically translated into allocation of resources, but used intelligently in all sorts of research management decisions. With the ease by which current evaluations are done, one would almost forget the turbulence induced by the first evaluations. There are still some scars, as silent memories: full evaluations are not made public, but the scores on the four dimensions plus a short explanation are published. And if citation analyses are made, the report publishes the results anonymously. The message is then ambiguous. If, as a university researcher, one could choose between the evaluation practices as implemented in the eighties and those operating now, certainly the latter seems to be much more attractive. But it is clear that the normality of these practices is based upon the changes enforced by the evaluations in the eighties. In that respect, it is not a choice between two evaluation practices. The real choice is whether the evaluations should induce radical changes or are meant to optimise current research strategies. For that choice, a discussion of evaluation methods might be a useful detraction of the actual problems, but is certainly not helpful in solving them.

The implementation of evaluations ... contributed to a major change in the research climate at universities. Dutch university researchers publish more, and more internationally also.

The implementation of evaluations in the eighties contributed to a major change in the research climate at universities. Dutch university researchers publish more, and more internationally also. Peers from abroad are often impressed by the concentration of high quality research in the Netherlands. Good research performances within the universities are recognised and rewarded. In 1992, my own dissertation contained a chapter on the effects of the intervention on the philosophy departments. A member

Dieter Simon

Aspekte der Qualität

Alle sagen es – wenn auch mit verschiedenen Worten. Neidhardt sagt es, Mittelstraß sagt es, und ich sage es auch: In Deutschland herrscht Evaluitis. Die Evaluitis ist eine fiebrige Erkrankung, die unversehens den Körper der Wissenschaft in seiner Gesamtheit erfasst hat. Und nicht nur ihn. Alle Stätten der Wissensproduktion werden einer generellen Revision unterzogen. Es gibt keine nichtbefallenen Teile mehr. »Optimierung der Qualität« ist zum ubiquitären Bedürfnis geworden. Alles und alle sind betroffen. Universitäten und außeruniversitäre Einrichtungen. Fachhochschulen, Gesamtschulen und Fortbildungsinstitute. Der einzelne Forscher als Wissenschaftler, als akademischer Lehrer und als Mensch. Die Gesamtheit der Gelehrten, sei es mit ihrer Einrichtung, sei es ohne sie. Die Totalität der wissenschaftlichen Anstalten als selbständiges System. Die Akademien und die Förderungsinstitutionen, die Krankenhäuser, das Dienstrecht, die Parkplätze und die Bibliotheken. Die Preisverleihungen. Der große Nobelpreis und die kleinen Nobelpreise. Überall die gleiche bange Frage: Wie können wir die Gutachter zu der Überzeugung bringen, dass wir wirklich »Qualität« liefern?

1974 publizierte Robert M. Pirsig einen autobiografischen Text (»Zen and the Art of Motorcycle Maintenance«), der sich auch in Deutschland schnell zu einem Bestseller und Kultbuch (»Zen und die Kunst ein Motorrad zu warten«) entwickelte und heute (mit der inzwischen 25. Auflage) immer noch an Lesern gewinnt. »What the hell is quality? What is it?« ist die zentrale Frage des Buches. Eine Frage, die den Helden am Ende seiner wissenschaftlichen Erkenntnisfahrt in den Wahnsinn treibt. Eine Frage, die zurückführt in die mythische und relative Welt, in eine Welt, die noch ohne das sokratisch-platonische Ideal der menschenunabhängigen, »absoluten« Wahrheit lebte. Die Schicksalsfrage aller Gutachter, Bewerter und Evaluatoren: Was zum Teufel ist Qualität? Eine Frage, an der heute,

obwohl wir nicht in den Mythos zurückgekehrt sind, gleichwohl keiner mehr zerbricht. Diesen Zustand zu erreichen war nicht schwer. Es musste lediglich eine bekannte, beunruhigende Beobachtung verdrängt und eine andere in ein Vertrauen erweckendes Phänomen umgedeutet werden.

Die Beunruhigung: Es gibt die leidvolle Erfahrung, dass es sehr schwer, ja nahezu unmöglich ist, eine handfeste Definition dafür zu geben, was Qualität »an sich« eigentlich ausmacht. Wieso hat ein Bild, ein Buch, ein Theaterstück, ein Gebäude, ein wissenschaftliches Resultat Qualität und ein anderes nicht? Wie soll man messen, was man nicht definieren kann? Denn schließlich kann man ohne Maß nicht vergleichen und ohne Vergleich nicht rational entscheiden. Man sieht doch täglich, wie sich die Experten winden, wenn sie ein Urteil detailliert, aber ohne Bezug auf andere Wissende begründen müssen.

Die Umdeutung: Der Beunruhigung steht die zumindest irritierende Feststellung gegenüber, dass innerhalb und außerhalb der Disziplinen offenkundig ein weit verbreitetes Einverständnis darüber herrscht, ob und wann Qualität vorliegt. Man »weiß« es einfach. Ein Umstand, der für den Helden Pirsigs, der er unter dem Namen Phaidros selber ist, zum Ausgangspunkt weit greifender Reflexionen wird: Wieso kennt man etwas, das man ohne den Gegenstand, dem es anhaftet, nicht exakt beschreiben kann, so dass man es eigentlich nicht kennt? Was Phaidros/Pirsig als Ausgangspunkt nehmen, kann man allerdings auch zum Endpunkt allen Nachdenkens machen. Die selbstbewusste, abendländische Frage des Sokrates an den zeitgenössischen Dialogpartner und Sophisten Phaidros: »Was aber gut ist, Phaidros, und was nicht – müssen wir danach erst andere fragen?« kann ohne Umstände als Antwort ausgegeben werden. Man braucht andere nicht zu fragen, weil man das Wissen in sich trägt. Man weiß zwar nicht, warum, aber man weiß, dass. Das genügt.



Nichtwissen ist umgedeutet in Einsicht. Die Zuverlässigkeit der Peers beruhigt die Zweifel, ob das dünne Eis tragen wird.

Der Phaidros des Pirsig war seinerzeit damit nicht zufrieden und wurde verrückt. Die Evaluatoren der Gegenwart sind ebenfalls nicht ganz zufrieden. Aber sie verrennen sich nicht in diese Unzufriedenheit, teils aus intellektueller Bescheidenheit, teils weil sie fürchten, sie könnten verrückt und damit nutzlos werden. Sie haben ihre Unzufriedenheit in anderer Weise transformiert: Sie messen, messen und sind begeistert oder tun jedenfalls so. Was messen sie?

Sie messen die ›Aspekte‹ der Qualität. Ein Lippenstift hat Qualität, wenn er nicht schmiert. Eine klare Sache. Ein gewichtiger Aspekt. Leider ist viel zu wenig in der Wissenschaft lippenstiftmäßig.

Aspekte sind leicht oder gewichtig. Aspekte sind ambivalent. Mal dienen sie dem Bösen, mal dem Guten. Aspekte sind zahlreich und vielfältig. Aspekte sind nicht zeitlos, sondern historisch. Ein vollständiges Wörterbuch zu Goethe zu schaffen ist für die meisten, und unter den meisten für die Besten, eine wissenschaftspolitische Entscheidung von hoher Qualität. Ein Wörterbuch zu Chamisso wäre es nicht. Goethe ist noch da, Chamisso wird nur noch von Spezialisten registriert. Goethe gehört weiterhin den Bürgern. Aber die Spezialisten warten schon auf ihn.

Die Großgutachter von Brüssel sonnen sich selbstgewiss in fünf Aspekten: 1. wissenschaftliche Exzellenz (veranschlagt mit 35%); 2. zusätzlicher ›sozialer‹ Wert (veranschlagt mit 35%); 3. internationale Netzwerkbildung (10%); 4. Nationenrepräsentation (10%); 5. Management des Projekts (10%). Wer die 100% mit 80% Exzellenz und 4 x 5.5 für den Rest zu erfüllen versucht, fällt durch. Wie bei den Stiftungen und am Ende auch bei der DFG: die Aspekte der Programme entscheiden. Darauf kann man sich einstellen, das kann man ausrechnen und vorhersehen. Berechenbarkeit und Vorhersehbarkeit: die klassischen Komponenten der Rechtssicherheit. Rechtssicherheit gilt weltweit als ein hohes Gut. Sie macht das Ergebnis kal-

kulierbar. Sie adelt jedes Verfahren. Aspekte sind das Ergebnis analytischen Denkens. Die Rettung all jener, die Qualität beurteilen, ohne zu wissen, was Qualität ist.

Die ›Studienstiftung des Deutschen Volkes‹ fördert nur Hochbegabte. Hochbegabt ist, wer höher begabt ist als andere Begabte. Wer ist höher begabt? Das Interesse für das gewählte Fach ist selbstverständlich von großem Gewicht. Außerfachliches ist erst recht bedeutsam. Man fragt nach den Hobbys. Nicht nur Medizin, sondern auch Bratsche. Mathematik im ersten Semester wie andere nicht einmal im fünften – und außerdem Baugeschichte und Experte für Gauvain. Die Zugehörigkeit zu einer Religionsgemeinschaft ist demgegenüber von geringem Belang. Völlig bedeutungslos ist das Geschlecht. Weiblichkeit oder Männlichkeit kann doch kein Aspekt der Qualität sein. Freilich: Wo kommt eigentlich der Satz her: »Für eine Frau eine ungewöhnlich fantasielose Sicht der Dinge?« Immerhin: Als der Gutachter nach Abschluss des Verfahrens beim Wein vergnügt auf die schönen Brüste der Kandidatin hinwies, wurde er besorgt gefragt, ob er diese etwa zum Aspekt gemacht habe. Als er ungeniert bejahte, wurde er umstandslos aus dem (nächsten!) Begutachtungsverfahren eliminiert.

Das war natürlich eine Ausnahme, wie es sie immer gibt. Die meisten sind anständig und setzen auf Objektivität. Zum Beispiel auf den Impact factor, den der Kenner nur als IF zitiert. Der IF ist sowohl unbestechlich als auch einfach. Zitate-Zählen genügt. Sachurteile sind nicht gefragt. Nicht einmal rechnen ist erforderlich. Die hartnäckigen Hinweise auf die leichte Manipulierbarkeit von Zitaten, auf die 997 Wege, die zur Verfügung stehen, um ihre Häufigkeit künstlich zu erhöhen oder zu senken, sind wertlos. Sie können die eine, die schlichte Wahrheit nicht leugnen: Wer oft zitiert wird, hat Bedeutung. Wer öfter zitiert wird, hat größere Bedeutung. Wer immer zitiert wird, hat die größte Bedeutung. Das gilt für Zeitschriften und für ihre Autoren. Was für den Politiker der Medienauftritt, ist für den Wissenschaftler das Zitat. Selbst Heroen – lebende und tote – bilden keine Ausnahme. Der vor einem Jahrzehnt häufiger zitierte ministerielle Satz »Marx ist tot, aber Jesus lebt«, wies auf das jäh-

Wer oft zitiert wird, hat Bedeutung. Wer öfter zitiert wird, hat größere Bedeutung.



Ende einer Größe hin, deren Impact factor innerhalb von wenigen Wochen aus schwindelnden Höhen auf Null geplumpst war. Inzwischen ist auch der IF des Ministers denselben Weg gegangen.

Selbstverständlich ist auch der Impact factor nur ein Aspekt. Er kann ersetzt oder ergänzt werden. Als die ostdeutsche Wende das Signal zur Qualitätsprüfung der Wissenschaft der DDR gab, war mit dem IF nichts anzufangen. Im Westen fand sich kein ›impact‹ aus dem Osten. Umgekehrt galt dasselbe. Aber umgekehrt galt nicht, weil der Westen evaluierte. Eine Landschaft ohne Zitate ist zwar leer, eine Wüste. Aber die Wüstenaspekte lassen sich bewerten: politische Absichten? Texte in der Schublade? Ergebnisadressen? Proletarische Zielsetzungen? Besonders überzeugend gelang zunächst keine der Systemanalysen. Irgendwie blieb die Sache unbehaglich. Nicht objektiv. Bis endlich einer die Geschwindigkeit entdeckte. Qualität beweist sich durch Leistung. Leistung ist definiert als die Arbeit in der Zeiteinheit. War es nicht einfach das Leistungsprinzip, dessen Fehlen den Osten so hässlich machte? Welches Produkt wird in wie viel Mannjahren druckfertig oder exportfähig vorgelegt? Dieser Hammer macht die Ossi heute noch sprachlos.

Manche ›Aspekte‹ sind evident. Andere sind geheim. Manchmal so geheim, dass sie niemals angesprochen werden. Wie ein Zauberwort, dürfen sie nicht ausgesprochen und erst recht nicht diskutiert werden. Sonst müsste man ihre Existenz dementieren, und sie würden ihre Wirkung verlieren. Die Wirkung muss sich einschleichen können, wie beim Zustandekommen verbotener Kartellabsprachen. Die Chefs soupieren und unterhalten sich über das Wetter und die Geschäfte im Allgemeinen. Was gut ist und was besser vermieden werden sollte. Am Abend steigen weltweit und übereinstimmend die Benzinpreise um genau denselben Betrag. So geht es auch bei den geheimen Aspekten: ›Jude‹ ist so ein Aspekt – manchmal auch ›Frau‹ oder ›schwuk‹. Aber ›Jude‹ ist jedenfalls geheimer. Denn ›Frau‹ wird mit fortschreitender Emanzipation ständig explizit zum Aspekt gemacht, und die Schwulen machen sich selbst immer häufiger dazu. Juden erkennt man dagegen allenfalls am Namen, der aber kein sicheres Kriterium ist. Deshalb ist ›Jude‹ kein verlässlicher Aspekt. Und außerdem ist er kontextabhängig: manchmal gut, manchmal schlecht. Erfahrene Gutachter gehen ihm aus dem Wege und hüten sich mit verschlossenen Mienen

vor Fragen. Denn schon die Frage erweckt den Verdacht, hier könne einer zum Aspekt machen wollen, was doch einverständlich kein ›Aspekt‹ ist.

Aspekte für Anträge auf Förderung sind regelmäßig evident: Selbstverständlich muss der genaue Abschluss der Forschungsarbeit angegeben werden können. Drei Jahre, ein wichtiger ›Aspekt‹. Ein Jahr Einarbeitung, ein Jahr Arbeit, ein Jahr für den Abschlussbericht. Auch das erwartete Ergebnis sollte deutlich beschrieben werden. Schließlich ist es ein ›Aspekt‹. Die Ausrede, dass die Forschung wegen des Nichtwissens angestellt werde und dem Unerwarteten Raum geben müsse, wird nicht akzeptiert. Das Unerwartete kann schließlich nicht gemessen werden. Überraschungen haben keinen Stellenwert auf der Skala der Evaluation. Wer wundert sich noch über die Gleichförmigkeit der Welt? Wer den Konsens anstrebt, regelt und ausschließlich ihn belohnt, bekommt, was er verdient.

Auch Vorlesungen werden evaluiert. Man braucht Regisseure als Experten. Der Schauspieler als Vorbild. Was pflegen Dompteure der Masse anzubieten? Die Performance ist Qualität und hat deshalb ihre ›Aspekte‹. Redet der Professor mit dem Gesicht zur Wand? Liest der Vorleser vor? Ein Konzept wird erwartet, in dem Höhenflüge, Hebammenkünste und didaktische Mätzchen treulich vereint das studentische Individuum in eine Kreuzung aus Bildungsbürger und zukunftsoptimistischem Ingenieur verwandeln. Nach drei Minuten muss der erste Witz kommen. Lerneinheiten werden erwartet, die ausgewogen und abgemessen zu sein haben. Kein sinnloses Fuchteln mit den Händen. Sparsame Mimik. Selbstdisziplin hat das Schweifen der Rede und die spontane Verfälschung struppiger Gedanken zu unterbinden. Anzustrebender ›Aspekt‹: Vorlage eines logopädischen Zertifikats über ohrschmeichelnde Lehrbefähigung. Notwendige Frage an eine übergeordnete Instanz (zum Beispiel: das Evaluationsevaluierungsbüro): Besteht wirklich ein prinzipieller Unterschied zwischen den ›Aspekten‹ Alter, Geschlecht, Impact factor, Juden, freie Rede und Mannjahren? Die Antwort: Theoretisch schon.



Stefan Hornbostel

Einen Galilei evaluiert man nicht ...

Zu Beginn des 17. Jahrhunderts war die Evaluation wissenschaftlicher Leistungen noch vergleichsweise einfach geregelt. Die Expertenkommissionen der katholischen Kirche entschieden nach intensiver Debatte über den Wert wissenschaftlicher Erkenntnisansprüche; wie bekannt, waren die Konsequenzen gelegentlich sehr harsch. Seitdem hat sich die Wissenschaft in erbitterten Auseinandersetzungen von fast jeder übergeordneten Autorität befreit. Diese Befreiung hat nicht nur zu einer fundamentalen Änderung des Wissens, der Methoden und der Organisation von Wissenschaft geführt, sondern vor allen Dingen zu einer Veränderung der Verfahren, mit denen heute Wissenschaftler und wissenschaftliche Leistungen bewertet werden. Ein Widerruf wäre Galileo Galilei in unseren Tagen erspart geblieben, aber hätte er heute eine Evaluation überstanden? Wahrscheinlich nicht: 15 Jahre auf einem Lehrstuhl ohne eine einzige Publikation, zu wenig Zitate, keine Patente, das hätte wohl nicht gereicht.

Hat man also die Pest mit der Cholera ausgetrieben? Nein. Der Verlust der kirchlichen Autorität in wissenschaftlichen Fragen hatte zur Folge, dass Wissenschaftler zunehmend selbst darüber entschieden, was gut und wichtig ist. Das können sie natürlich nicht im Hinblick auf ihre eigene Arbeit tun, sondern nur durch kritische und unvoreingenommene Auseinandersetzung mit der Arbeit der Kollegen. Bewertung wissenschaftlicher Leistungen kann heute also weder von einer ›Königsdisziplin‹ (wie Theologie oder Philosophie) vorgenommen werden, noch von irgendeiner anderen Instanz; vielmehr ist die permanente Qualitätsbewertung Teil der Selbstorganisation von Wissenschaft.

Folge dieser Verpflichtung zur Kritik ist zunächst einmal die Verpflichtung zur Veröffentlichung der eigenen wissenschaftlichen Arbeiten, sowohl um den geistigen Eigentumsanspruch zu sichern, als auch um die eigene Arbeit der Kritik der Kollegen zu überantworten. Was Galilei noch privatissime mit den wenigen Kollegen verhandeln konnte, spielt sich heute in einem weltweiten Kommunikationssystem ab. Historisch betrachtet, nahm die Zahl der wissenschaftlichen Publikationen insgesamt exponentiell zu, vor allen Dingen aber entstanden immer neue Fachzeitschriften, in denen mit relativ kurzen Bei-

Publikationshäufigkeit von Professoren nach Publikationsmöglichkeiten und Disziplin

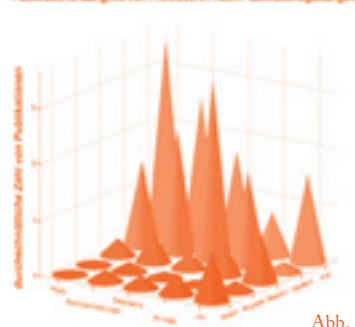


Abb. 1

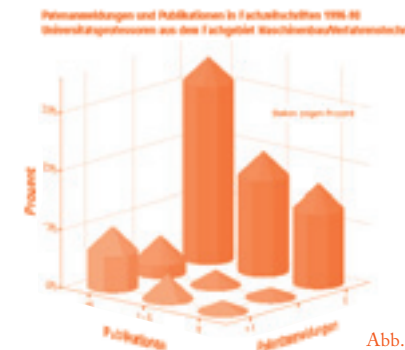


Abb. 2

trägen schnell kommuniziert werden konnte. Allerdings haben die verschiedenen Disziplinen sehr unterschiedliche Publikationskulturen entwickelt. **Abbildung 1** zeigt die Ergebnisse einer Professorenbefragung des ›Centrums für Hochschulentwicklung‹. Danach kommunizieren die Physiker hauptsächlich über (kurze) Artikel in Fachzeitschriften, während für Ingenieure Kongresse und die veröffentlichten Kongressbeiträge die häufigsten Mitteilungsformen sind. Bei den Juristen hingegen spielen Festschriften und Monografien eine große Rolle, weshalb viele Zeitschriftenbeiträge aus Rezensionen bestehen. Ähnlich groß sind die disziplinären Unterschiede im Hinblick auf die Zahl der Autoren eines Beitrages, die gewählte Sprache, die Internationalität der Zeitschriften, den Konsens über die Bedeutung der einzelnen Zeitschriften, die Verfahren, mit denen eingereichte Manuskripte begutachtet werden usw.

In anwendungsnahen Disziplinen spielen neben der wissenschaftlichen Publikation auch die Veröffentlichung und der Schutz der eigenen Erfindungen durch Patentanmeldungen eine große Rolle. Beides kann sogar in Konflikt geraten, denn das Patentrecht verbietet eine Publikation vor der Patentanmeldung. Wie die **Abbildung 2** zeigt, gehören diejenigen Professoren, die viele Patente anmelden, allerdings auch zu denjenigen, die viel schreiben. Das gilt erst recht für Fachbereiche und Fakultäten: Wo pro Kopf viele Patente angemeldet werden, wird auch viel publiziert und vice versa.

Galilei hatte noch keine Möglichkeit, seine Erfindungen patentieren zu lassen, und er hatte auch keinen Anlass für hektische Publikationstätigkeit. Die heutigen Wissenschaftler hingegen sehen sich mit sehr kurzen Halbwertszeiten ihres Wissens konfrontiert, und entsprechend viel und schnell wird publiziert. Galilei konnte mit einer kleinen Bibliothek recht gut den Überblick über das Wissen seiner Zeit behalten, heute kann man einen Überblick über die gigantische Menge von wissenschaftlichen Beiträgen nur noch über die großen Datenbanken erhalten, die teils weltweit, teils national und fachspezifisch einen erheblichen Teil der Publikationen registrieren – Entsprechendes gilt für Patente. Dort – in den Datenbanken – finden sich die Spuren der Forschungsaktivitäten der Wissenschaftler.

Eine der größten Datenbanken – der Science Citation Index (SCI) – verzeichnet weitere Spuren. Er ermöglicht es zu überprüfen, wie aktiv sich Wissenschaftler in der Fachdiskussion engagieren und wie viel Resonanz sie bei

ihren Kollegen weltweit erzeugen. Man kann auch Aussagen darüber machen, ob die Publikationen eines Institutes über oder unter dem weltweiten Durchschnitt an Resonanz liegen, den die übrigen Beiträge in jenen Zeitschriften erzeugten, in denen das betreffende Institut vertreten war.

Das Besondere dieser Datenbank ist, dass nur diejenigen Beiträge erfasst werden, die in Zeitschriften erscheinen, die weltweit stark zitiert werden. Das hat den Nachteil, dass nur ein Bruchteil aller Publikationen registriert wird, aber auch den Vorteil, dass die Beiträge in der Regel nur dann erschienen sind, wenn kritische Reviewer den Beitrag dem Herausgeber empfohlen haben. Zitate und Begutachtungen eingereicherter Manuskripte sind mithin Teil jener permanenten Qualitätsdebatte, die die Wissenschaftler untereinander führen.

Jeder weiß, dass Quantität nicht gleich Qualität ist, aber **Abbildung 3** zeigt dennoch einen Trend in dieser Richtung. Die Physikfachbereiche an deutschen Universitäten, die es auf eine hohe Zahl von Publikationen pro Wissenschaftler in Zeitschriften bringen, die für den Science Citation Index ausgewertet werden, weisen tendenziell auch einen hohen Durchschnittswert an Zitaten pro Artikel auf. Dennoch, der Spielraum ist beträchtlich, wie die Grafik zeigt.

Die Analyse von Publikationen, Zitationen und zunehmend auch des Inhalts von Abstracts vermag allerdings noch mehr zu leisten. Man kann ›Forschungsfronten‹ identifizieren, die an besonders zukunftssträchtigen Themen arbeiten, man kann kognitive Landkarten erzeugen, auf denen sich neue interdisziplinäre Kooperationen abzeichnen, und man kann die Karriere von Forschungsthemen über die Zeit verfolgen. Ebenso lassen sich Aufschlüsse über Kooperationsstrukturen, internationale Vernetzungen und interdisziplinäre Zusammenarbeit gewinnen.

Nachteil solcher Zitationsanalysen ist, dass sie immer nur vergangene Leistungen beschreiben können, nur für bestimmte Fachgebiete durchführbar sind und vor allen Dingen über alle jene Forschungsanstrengungen, die nicht zu spektakulären Ergebnissen führten, kaum berichten.

Es macht daher Sinn, auch anderen Spuren nachzugehen, die die Wissenschaftler bei der Beurteilung der Qualität der Forschungen ihrer Kollegen hinterlassen. Eine dieser Spuren führt zum Geld: Forschungsprojekte können

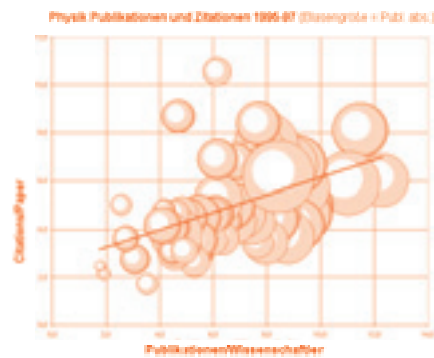


Abb. 3

immer weniger aus der Grundfinanzierung der Universitäten bestritten werden. Wissenschaftler bemühen sich daher um Drittmittel bei der Deutschen Forschungsgemeinschaft, Wissenschaftsstiftungen, Ministerien oder auch bei der Industrie. Wohin man sich wendet, ist wieder stark von der Disziplin abhängig. Umfragen unter den Professoren zeigen, dass die Informatiker besonders bei der Industrie vorstellig werden, die Physikprofessoren bei der DFG und dem Forschungsministerium und die Juristen eher bei Stiftungen nachfragen. Wie häufig sich Professoren um Drittmittel bewerben, hängt nicht nur von der Forschungsintensität der Disziplin, sondern auch davon ab, ob es sich um aufwendige experimentelle Forschung handelt. Unter den Rechtswissenschaftlern betreibt nur ein sehr kleiner Teil der Professoren empirische Forschung, entsprechend wird bei den Juristen kaum Drittmittelforschung betrieben, die Ingenieure hingegen bearbeiten meist mehrere Projekte gleichzeitig. Dort, wo die Mittel erst nach einer aufwendigen fachlichen Begutachtung vergeben werden, wie zum Beispiel bei der Forschungsförderung der DFG, lässt sich die Bewilligung der Mittel auch als ein Urteil der Fachkollegen über die Qualität des Forschungsantrages verstehen.

Es gibt viele weitere Spuren der Anerkennung von Leistungen, denen man nachgehen kann (Ehrungen, Wissenschaftspreise, Einladungen, Wahlen zum Gutachter usw.). Auch die Wissenschaftler selbst haben ein Bild von der Leistungsfähigkeit einzelner Personen und ganzer Institutionen: Derartige Reputation bildet sich über lange Zeit und ist meist sehr zählebig. Daher fallen solche Reputationshierarchien in der Regel viel steiler und weniger differenziert aus, als es die Messung der wissenschaftlichen Leistungen erwarten ließe. Fragt man beispielsweise Physikprofessoren danach, welche Hochschulen sie ihren Kindern empfehlen würden, dann orientieren sich die Antworten an der Forschungsreputation der Universitäten. Nur sehr wenige Hochschulen stehen dabei in der Gunst der Professoren ganz oben.

Kehren wir noch einmal zu Galilei zurück. Würde er heute leben, dann hätte er sich sicherlich anders verhalten. Er hätte seine Kollegen außerhalb Italiens in führenden Physikzeitschriften über seine Forschungen informiert, nach Hinweisen auf Inkompatibilitäten zwischen Theorie und Beobachtungsdaten hätte er vielleicht Mittel für ein Forschungsprojekt beantragt usw. Sicherlich hätten wir in den gebräuchlichen Forschungsindikatoren Hinweise auf

seine Aktivität gefunden. Aber hätten diese Indikatoren auch das Genie identifiziert? Oder wäre es ihm wie jenen Forschern in der Geschichte der Wissenschaft ergangen, die von ihren zeitgenössischen Kollegen verkannt wurden und erst Generationen später zu Ruhm und Anerkennung kamen?

Anders als zu Galileis Zeit gibt es heute keinen normativen Maßstab, mit dem sich Relevanz, Güte, Fruchtbarkeit oder gar Wahrheit wissenschaftlicher Aussagen messen lässt. Schlimmer noch, auch die Beurteilungskriterien ändern sich mit der Zeit. Was vor 20 Jahren höchst relevant erschien, mag heute als aussichtslose Sackgasse gelten und umgekehrt. Einzig die gegenwärtigen Beurteilungen und das Verhalten der Wissenschaftler selbst liefern Anhaltspunkte. Wissenschaftsindikatoren können diese Indizien sammeln, formalisieren und in wenigen Zahlenwerten kondensieren. Gelingen kann das aber nur dann, wenn die Disziplin selbst über ein funktionierendes Forschungs- und Bewertungssystem verfügt: Indikatoren können nicht besser sein als die Beurteilungspraxen der Wissenschaftler. Sie können allerdings besser sein als die Urteile einzelner Expertengremien, denn sie versammeln eine solche Menge von Informationen, dass auch ein Experte sie nicht überschauen kann. Ebenso sind Indikatoren nicht von der Kompetenz und Unbefangenheit einzelner Gutachter abhängig, sie aggregieren vielmehr eine Fülle verschiedener Urteile.

Galileis Genie wäre dennoch in Wissenschaftsindikatoren nur dann sichtbar geworden, wenn er in seiner Disziplin auch seinen Kollegen aufgefallen wäre. Und die Mathematische Fakultät der Universität Padua hätte nur dann einen der oberen Plätze im Forschungsranking belegt, wenn Galilei und seine Kollegen prominent im wissenschaftlichen Kommunikationssystem vertreten gewesen wären. Ob die vielen Wissenschaftler, die zu Lebzeiten von ihren Kollegen verspottet oder nicht zur Kenntnis genommen und erst viel später anerkannt wurden, von Wissenschaftsindikatoren identifiziert worden wären, ist daher zumindest zweifelhaft. Auch Wissenschaftsindikatoren können allenfalls ein ganz kleines Stück der Zukunft beschreiben. Und natürlich bilden sich Irrtümer, Trivialitäten und Fälschungen immer dann auch in Forschungsindikatoren ab, wenn sie von der Scientific community irrtümlich als wichtige Beiträge wahrgenommen wurden. Wissenschaftsindikatoren ersetzen also nicht die Inquisitionsbehörde der katholischen Kirche, sie sind

vielmehr ein Spiegel der Beurteilungspraxis der Wissenschaftler. Allerdings ein methodisch aufwendig konstruierter Spiegel, der Bilder liefert, die selbst interpretationsbedürftig sind. Das Bild, das ein solcher Spiegel produziert, hängt nicht nur davon ab, ob angemessene Indikatoren gewählt wurden, sondern auch, wie gut und zuverlässig die verfügbaren Daten sind. Interpretieren lassen sich die Daten erst dann, wenn man Institutionen mit ähnlichen Forschungsschwerpunkten vergleichen kann, also geeignete Referenzobjekte gefunden wurden. Schließlich muss ein sachkundiger Interpret über die besonderen Bedingungen innerhalb einer Disziplin informiert sein, denn die Welten, die beispielsweise zwischen der klassischen Biologie und der modernen Mikrobiologie liegen, schlagen sich auch in unterschiedlichen Strukturen des Kommunikationssystems nieder.

So weit unterscheiden sich Wissenschaftsindikatoren allerdings nicht von anderen Berichtssystemen wie etwa volkswirtschaftlichen Indikatoren. Ob eine Veränderung der Arbeitslosenquote auf eine geänderte Definition der zu erfassenden Personen, auf saisonale Schwankungen, auf die Steigerung von Umschulungsmaßnahmen oder tatsächlich auf gestiegene Beschäftigung zurückzuführen ist, das kann in der Regel nur ein Experte beurteilen. So wie man in der Ökonomie tunlichst unterschiedliche Perspektiven und Kennzahlen für die Beschreibung der Leistungsfähigkeit einer Volkswirtschaft benutzt, so empfiehlt es sich auch für die Wissenschaft, möglichst unterschiedliche Messungen miteinander zu kombinieren.

Daher ersetzen Wissenschaftsindikatoren weder das Urteil fachkundiger Experten, noch machen sie forschungspolitische Entscheidungen überflüssig. Sie sind vielmehr ein diagnostisches Instrumentarium, das informiert, aber den Arzt nicht überflüssig macht. Wie in der Medizin antworten die Instrumente nur auf gestellte Fragen, über gesund oder krank entscheiden sie nicht.

Wozu aber braucht man ein solches Instrumentarium, wenn es bisher auch ohne ging? Die Wissenschaft hat in den letzten 100 Jahren ein so schnelles Wachstum durchlaufen, dass schon in den 1960er Jahren klar wurde, dass dieser Wachstumsprozess nicht mit der gleichen Geschwindigkeit fortgesetzt werden könnte. Ressourcenaufwand

Es gibt heute keinen normativen Maßstab, mit dem sich Relevanz, Güte, Fruchtbarkeit oder gar Wahrheit wissenschaftlicher Aussagen messen lässt.

und Ertrag würden – so der Wissenschaftsforscher De Solla Price – irgendwann in ein unerträgliches Missverhältnis geraten, weil immer nur ein sehr kleiner Teil der Forscher auch Spitzenforschung betreibt. Was wir heute erleben, ist eine solche Situation, in der Ressourcen kaum noch anwachsen, wohl aber die Menge an Themen, wissenschaftlichen Problemen und Fragestellungen. Ebenso steigt der wirtschaftliche und gesellschaftliche Bedarf an wissenschaftlichen Problemlösungen. Es ist daher nicht verwunderlich, dass das deutsche Wissenschaftssystem – ähnlich wie zuvor schon das in den europäischen Nachbarländern – unter Legitimationsdruck gegenüber der Gesellschaft, aber auch unter Rationalisierungsdruck hinsichtlich seiner eigenen Funktionsprozesse gerät.

Wenn die Wissenschaft einerseits ihre Leistungsfähigkeit steigern will und muss und andererseits ihre Autonomie erhalten will, scheinen zwei Anforderungen für die Zukunft unabweisbar: Erstens werden die aus öffentlichen Mitteln finanzierten Wissenschaftseinrichtungen weitaus stärker als bisher gegenüber der Öffentlichkeit Rechenschaft über die effiziente Verwendung der Mittel ablegen müssen. Zweitens werden diese Institutionen interne Steuerungsmechanismen entwickeln müssen, die die heute oft beklagten Blockaden, Trägheiten und Ineffizienzen durch einen stärkeren Leistungsbezug aufbrechen. Für derartige Aufgaben benötigt man diagnostische Instrumente, um Stärken und Schwächen zu identifizieren, aber auch um Verteilungsprozesse nach anderen Verfahren als dem Gießkannenprinzip zu organisieren. Traditionelle Begutachtungsverfahren sind mit einer solchen Aufgabe überfordert, einerseits weil es Grenzen der Belastbarkeit von Experten gibt, andererseits weil auch diese Experten immer stärker auf quantifizierende und vergleichende Informationen angewiesen sind. In diesen Aufgabenbereichen werden Wissenschaftsindikatoren daher zukünftig eine wichtige Rolle spielen. Im Unterschied zum Inquisitionsverfahren wird es allerdings die Wissenschaft selbst sein müssen, die ihre gesetzlich garantierte Autonomie nicht nur einklagt, sondern auch verantwortungsvoll gestaltet, also auch darüber entscheidet, welche Verfahren mit welchen Konsequenzen eingesetzt werden sollen.





Jürgen Mittelstraß

Exzellenz und Mittelmaß

Früher sprach man in der Wissenschaft vornehmlich von Qualität, heute spricht man von Exzellenz. Gemeint ist meist dasselbe. Auch in der Wissenschaft, obgleich diese sich über das stolze Wort Forschung definiert, gelten die für alles menschliche Tun üblichen Unterschiede: man macht eine Sache gut oder weniger gut, manchmal auch schlecht. Das eine heißt Qualität, emphatisch, weil mit besonderen Maßstäben gemessen, Exzellenz, das andere Mangel an Qualität, Mittelmaß oder ganz einfach wissenschaftlicher Müll. Wenn da nicht die unter Wissenschaftlern – vor allem, wenn sie ihr eigenes Tun betrachten – verbreitete Vorstellung wäre, dass alles, was die Wissenschaft tut oder was im Namen der Wissenschaft getan wird, also auch das eigene Tun, qualitativ reich oder, nach neuerer inflationärer Sprachregelung, einfach exzellent wäre. Forschung, so die übliche Vorstellung, ist etwas so Besonderes, dass sie gewissermaßen per definitionem auch etwas ganz Feines, eben Exzellentes ist. Und wenn alle Welt in dieser Weise von exzellenter Forschung spricht, die es zu ermutigen und zu fördern gilt, dann ist natürlich die eigene Forschung immer mit inbegriffen.

Forschung und der absolute Geist

Irgendwie scheinen der Wissenschaft, wenn derart aufdringlich von Exzellenz die Rede ist, in der Beurteilung ihrer eigenen Leistungen die Maßstäbe verloren gegangen zu sein. Zwar wird in konkreten Beurteilungszusammenhängen heftig kritisiert und im Antragswesen fleißig abgelehnt, doch bleibt davon die Vorstellung, Forschung, wenn sie nur in den gewohnten Bahnen daherkommt, sei per se etwas Positives, In-sich-Wert-Tragendes, dem Göttlichen Nahes, weitgehend unberührt. Wer forscht, hat den Alltag schon verlassen, und dessen Maßstäbe offenbar auch. Er ist nunmehr mit dem absoluten Geist im Bunde, jedenfalls mit denjenigen, die diesen und noch manches andere, mit dem sich die Wissenschaft schmückt, erfunden haben. Das waren, wenn vom absoluten Geist

die Rede ist, streng genommen wiederum die Philosophen, nicht die Wissenschaftler; doch welcher Wissenschaftler lässt es sich schon nehmen, als Philosoph zu gelten oder dessen Geschäft – besser als dieser, versteht sich – zu betreiben. Isaac Newton wurde ärgerlich, als John Locke seiner Physik zur Erkenntnistheorie verhelfen wollte – und schrieb diese (schlecht und recht) selbst; Albert Einstein empfahl sich Philosophen und Theologen mit einfachen deterministischen Konzepten und der beruhigenden Mitteilung, dass Gott nicht würfle.

Hat die Wissenschaft Recht, wenn sie sich in ihren Vertretern so aus dem allgemeinen Arbeitsprozess heraushebt? Wenn sie Forschung als etwas definiert, das jenseits der üblichen Beurteilungsmaßstäbe stattfindet und daher auch von allerlei gesellschaftlichen Anmutungen, etwa ökonomischer oder ethischer Art, geschützt sein will? Wenn sie ihre eigenen Maßstäbe bildet und für diese immer wieder ihre Heroen in Erinnerung ruft? Eine Antwort auf derartige Fragen fällt nicht leicht, und sie wird unterschiedlich ausfallen dürfen. So hat die Wissenschaft Recht, wenn sie sich ein Gefühl dafür bewahrt, dass wissenschaftliche Arbeit kaum unter den üblichen gewerkschaftlichen Orientierungen und der Mentalität von Arbeitnehmern in arbeitsrechtlich streng geregelten Verhältnissen gedeihen wird. Hier geriete der wissenschaftliche Leistungswille unweigerlich unter die Bedingungen einer mehr an Durchschnittlichkeit als an »außertariflicher« Anstrengung orientierten gesellschaftlichen Normalität.

Doch haben sich nicht längst die Rahmenbedingungen von Wissenschaft grundlegend geändert, und zwar in eine Richtung, in der schon in den 20er Jahren der Philosoph und Soziologe Helmuth Plessner von einer Industrialisierung der Wissenschaft sprach? Wissenschaft ist – zumindest in vielen ihrer Teile – nicht mehr ein Tun »in Einsamkeit und Freiheit«, von dem noch der Universitätsgründer Wilhelm von Humboldt sprach, und sicher nicht



mehr allein die Leistung großer Individuen wie etwa Gottfried Wilhelm Leibniz, Isaac Newton, Charles Darwin und Max Planck. An ihre Seite sind große Teams und große Maschinen getreten, die von Hunderten von Wissenschaftlern bedient und betrieben werden. In manchen Publikationen der (experimentellen) Physik nimmt die Aufzählung der Autoren fast ebenso viel Raum ein wie die Mitteilung der Ergebnisse. Auch hat sich die Zahl der Wissenschaftler in einer Weise vermehrt, dass hier schon längst nicht mehr von einer eigenen seltenen Spezies gesprochen werden kann, die mit Recht besondere Umweltbedingungen beansprucht. Beliebt (und zutreffend) ist der Hinweis, dass heute mehr Wissenschaftler arbeiten als in der gesamten Geschichte der Wissenschaft zuvor. Ist da nicht, aus der Sicht der Gesellschaft, Wissenschaft wie jede andere gesellschaftliche Arbeit auch? Und beschreiben wir nicht Wissenschaft als Institution wie andere Institutionen, zum Beispiel Finanzämter, auch? Mit anderen Worten: Hat am Ende die großartige Entwicklung der Wissenschaft selbst diese um ihre Ausnahmestellung, die sie einmal auf ihren langen Wegen seit ihrer griechischen Entdeckung beanspruchen konnte, gebracht? Hat Plessner Recht, wenn er resigniert feststellt, dass eine ›Logik der Problementwicklung‹ die Wissenschaft in Gang hält wie der Produktionsplan einen Betrieb und jeder Wissenschaftler jederzeit durch einen anderen ersetzbar ist? Wenn Wissenschaft die Dimension eines Großunternehmens annimmt, dann gerät sie zwangsläufig auch unter die üblichen ökonomischen und institutionellen Kategorien, die die allgemeine gesellschaftliche Arbeit bestimmen.

Selbst das politische Prinzip der Gleichheit scheint die Wissenschaft zu erreichen, wenn sie nicht mehr in großen Einzelnen, sondern in Kollektiven denkt und, vom allgegenwärtigen Funktionärswesen auch in der Wissenschaft in den Schlaf geküsst, Demokratisierung zum Maßstab auch wissenschaftlicher Entwicklungen erhebt. Nicht nur die Naturwissenschaftler, auch die Philosophen, deren Namen man sich in der bisherigen Philosophiegeschichte noch bequem merken konnte, zählen heute nach vielen grauen Tausenden. Auch Weisheit – wenn dafür die Philosophen zuständig sein sollten – gibt es heute mit Mengenrabatt. Und über allem wacht der regelnde, standardisierende und verwaltende Verstand.

Arithmetisierung

In dieser Situation muss es schwer fallen, Qualität, oder gar Exzellenz, verbindlich zu messen und, wo erforderlich, auch gegen den Trend einer großzügigen Selbstbeurteilung zu sichern. Das hat die Wissenschaft längst selbst entdeckt, aber auch die Wissenschaftspolitik und die Wissenschaftsbürokratie. Allerorten regt sich der geflissentlich beurteilende Geist und befördert, von Experten unterschiedlicher Couleur manchmal schon fast selbstzweckhaft betrieben, eine Arithmetisierung aller wissenschaftlichen Verhältnisse. Der Science Citation Index wird zum heiligen Buch, der Impact factor zur magischen Zahl. Das eigentliche Stichwort aber lautet Evaluierung. Es ist heute zum Zauberwort geworden, das offenbar alle Türen zu einer qualitätsmäßig gesicherten Zukunft öffnet. War schon zu früheren Zeiten das wissenschaftliche Begutachtungswesen üppig ausgebaut – kein Promotions- oder Habilitationsvorgang, kein Berufungsvorgang, und zwar auf allen Ebenen des Verfahrens, in dem nicht externe Gutachter tätig wurden, kein Drittmittelantrag, in dem nicht doppelt und dreifach begutachtet wurde –, so spottet es heute jeder Beschreibung. Ganze Kolonnen von Evaluierern gehen übers Land, kein Institut, keine Universität, keine andere wissenschaftliche Einrichtung, die vor ihnen sicher ist. Ein neuer Furor ist ausgebrochen; wir sind in der Wissenschaft auf dem besten Wege, ein Volk von Evaluierern zu werden.

Dabei hatte Wissenschaft stets etwas mit besonderen Formen der Prüfung, der Begründung, der konstruktiven Skepsis und Kritik zu tun, und sie ist gut damit gefahren. Nachdem sich nunmehr aber der verwaltende Verstand der Sache angenommen hat, wird aus einer Selbstverständlichkeit, aus einem Habitus, der das wissenschaftliche Tun auszeichnete, eine sich krakenhaft ausbreitende Institution. Diese macht kaum etwas besser, als dies zuvor der wissenschaftliche Verstand selbst getan hatte, aber sie lässt sich besser vorzeigen und beruhigt alle – die Prüfenden, die Geprüften und die Prüfungen Veranlassenden – ungemein. Und dies ist wohl auch der eigentliche Grund hinter dieser ungeheuren Geschäftigkeit, die sich mit dem Begriff der Evaluierung heute in der Wissenschaft, in den Universitäten ebenso wie bei der Max-Planck-Gesellschaft, verbindet: Evaluierung verschafft ein gutes Gewissen, auf allen Seiten. Seht her, wir tun was! Etwas, das uns vor Mittelmaß, Untermaß, Verschwendung, Ineffizienz, Ineffektivität, Lug und Trug schützt. Und wer derartige dornige Wege geht, der kann nicht schlecht sein. Ein

blauer Engel sollte her, der in Wissenschaftsdingen umweltfreundliche Qualität attestiert. Und mehr noch: Qualität und Exzellenz ist nicht etwas, das die Wissenschaft in ihrem eigenen Tun, in Forschung und Lehre, täglich schafft, sondern ein Resultat von auferlegten Prüfungen, Evaluierungen eben. Ich bin geprüft, also bin ich (ein toller Wissenschaftler)!

Frieden mit dem Mittelmaß

Dabei ist in Sachen Qualitätssicherung gewiss noch viel zu tun. Nicht zuletzt infolge seines ungeheuren Wachstums ist das Wissenschaftssystem derart unübersichtlich geworden – auch unter Qualitätsgesichtspunkten –, dass schon lange nicht mehr als wissenschaftlich begründet und gesellschaftlich gerechtfertigt gelten kann, was nur den Ausdruck ›wissenschaftlich‹ im Wappen oder Schilde führt. Die Frage ist nur, ob unsere Evaluierungsfeldzüge auf diese Situation die richtige Antwort sind. Und die Antwort wird Nein lauten müssen. Evaluierungen sind zu Ritualen geworden, die weniger der tatsächlichen Qualitätsbeurteilung – mit entsprechenden negativen oder positiven Konsequenzen für die evaluierte Einrichtung – als vielmehr Gesichtspunkten der Legitimation dienen. Sie bestätigen meist das Bestehende, und wo nicht, bleiben sie in der Regel folgenlos. Das gilt vor allem dort, wo sich Wissenschaft selbst in den neuen Formen evaluiert. Kein System, auch nicht das wissenschaftliche, tut sich selbst gern weh, und wenn doch, dann in verträglichen Dosen oder aus anderen Gründen, zu denen allemal politische und persönliche Gründe zählen.

Wann wird in Deutschland auch eine Wissenschaftseinrichtung wirklich geschlossen? Und wenn – von wenigen mühsamen Ausnahmefällen bei der Max-Planck-Gesellschaft abgesehen sowie bewirkt durch neuere

Ein neuer Furor ist ausgebrochen; wir sind in der Wissenschaft auf dem besten Wege, ein Volk von Evaluierern zu werden.

Bemühungen des Wissenschaftsrates im Bereich der ehemaligen ›Blau-Liste-Institute‹ –, dann wird, wie im Falle der ›Akademie der Wissenschaften‹ zu Berlin 1990 nicht aus wissenschaftlichen Gründen, nach vorausgegangener Evaluierung, sondern aus politischen Gründen geschlossen – die in diesem Falle die Ungrününde der Berliner AL und

einer schwachen Berliner SPD waren. Evaluierung hätte da womöglich Gründe gegen eine Schließung zu Tage gebracht, und die wollte keiner der politisch Beteiligten. Die Moral von der Geschichte: Evaluierungen schaden nicht, und wenn geschadet werden soll, dann besser ohne wirkliche Evaluierung.

Müssen wir uns mit der Existenz von Evaluierungen als Legitimationsritualen, der undurchschaubaren Gemengelage von Exzellenz, Qualität und Mittelmaß, dem ungelösten Problem einer Qualitätssicherung mit und ohne Evaluierung abfinden? Bleibt wissenschaftliche Exzellenz das weitgehend uneingelöste Versprechen eines Systems, das die Qualität liebt und das Durchschnittliche fördert? Ist Wissenschaft möglich ohne Durchschnittlichkeit oder Mittelmaß? Vermutlich nicht – weshalb sich auch jenseits von Pessimismus und Resignation Tröstliches zu erkennen gibt. Denn Mittelmaß ist in der Wissenschaft der Preis der Qualität und der Exzellenz. Oder anders formuliert: Damit Exzellenz wirklich werden kann, muss viel Qualität gegeben sein; und damit Qualität wirklich werden kann, muss viel Mittelmaß gegeben sein. Allein Exzellenz, nichts anderes, wollen wäre nicht nur wirklichkeitsfremd, sondern für die Entstehungsbedingungen von Exzellenz vermutlich fatal – sie verlöre die wissenschaftliche Artenvielfalt, aus der sie wächst. Und darum eben auch: Nicht nur Erbarmen mit Durchschnittlichkeit und Mittelmaß, sondern zufriedene Unzufriedenheit mit diesen. Es ist das breite Mittelmaß, das auch in der Wissenschaft das Gewohnte ist, und es ist die breite Qualität, die aus dem Mittelmaß wächst, die uns in der Wissenschaft am Ende auch die Exzellenz beschert – mit oder ohne angestrenzte Evaluierung.

Friedhelm Neidhardt

Über die Kunst der Selbstverteidigung

Und dass sie manchmal nichts nützt

Mehr und mehr wird noch und noch evaluiert: die Kreditwürdigkeit von einzelnen Unternehmen und von ganzen Nationen (zum Beispiel mit den Ratings von S&P und Moody's), die Exzellenz von Köchen (zum Beispiel mit den Sternen von Michelin), die Reputation von Politikern (zum Beispiel mit den Prestigeskalen der Forschungsgruppe Wahlen), seit ein paar Jahren nun auch die Qualität von Universitäten (zum Beispiel mit dem Spiegel-Ranking). Moderne Gesellschaften entwickeln sich offensichtlich in Richtung Stiftung Warentest.

Diese Entwicklung mag erstaunen, denn sie vollzieht sich gegen die Komfortbedürfnisse der Bewerteten. Und deren Unbehagen lässt sich auch gut verstehen. Evaluation läuft doch darauf hinaus, dass andere einem auf die Finger schauen und das, was sie dann sehen, bewerten und allen kundtun. Da sich nicht wissen lässt, was dabei herauskommt, wird Evaluation keinem, den es trifft, von vornherein gefallen können. Dies zumal dann nicht, wenn dem Vorgang die Drohung beigefügt ist, man verlöre Geld, Rechte, jedenfalls Reputation, falls sich der Eindruck ergäbe, dass man selber nicht fleißig oder aber nicht talentiert genug sei, um etwa so Gutes zu Stande zu bringen, wie es anderen vermeintlich gelingt. Man wird also nachvollziehen können, dass sich bei den Betroffenen zuerst einmal der Abwehrreflex durchsetzt: Evaluation sollte es gar nicht geben.

Nun muss sich solch ein Abwehrreflex natürlich erklären, sobald er sich öffentlich behaupten will, und es ist interessant zu sehen, auf welche Weise dies geschieht – zum Beispiel bei den Professoren, die seit einigen Jahren zunehmend unter Evaluationsdruck geraten. Auch

ihnen will man das Menschenrecht auf Selbstverteidigung natürlich nicht verweigern. Aber, wie nehmen sie dieses Recht wahr? Darum geht es mir im Folgenden. Denn inzwischen läuft die Diskussion über die Einführung von Evaluationen in Forschung und Lehre schon so lange, dass auch die Rhetorik des Widerstandes einigermaßen durchprobiert ist. Es lässt sich deshalb versuchen, dem Thema Evaluation eine Art Ethnomethodologie der Gegengründe zu widmen. Man kann zusammenstellen, mit welchen Argumenten die Betroffenen in der Wissenschaft versucht haben, sich gegen die Zumutung von Evaluation zu immunisieren.

**>>> Einrede 1:
Das kann doch nicht wahr
sein!**

Wenn einem gegen Evaluationen spezielle Gründe ausgehen, lohnt es sich, fundamentalistisch zu werden mit der Frage, worum es denn eigentlich geht. Eigentlichkeitsfragen bringen die Gegenseite immer in Schwierigkeiten. So auch hier. Selbst wenn man sich, um die Erörterung an dieser Stelle möglichst überschaubar zu halten, ausschließlich auf den Evaluationsbereich ›Forschung‹ beschränkt, schafft man eher Probleme, anstatt sie zu lösen, wenn man sagt, natürlich ginge es um die Bewertung von Qualität. Was aber, bitte schön, ist in der Wissenschaft ›Qualität‹?

Die Wissenschaftslehre sagt uns, dass Forschungsqualität sich nicht objektiv bestimmen lässt und dass es deshalb auch dazu keine Aussagen gibt, die in einem strengen Sinne ›wahr sein könnten. Keinem Zwischen- oder Endprodukt von Forschung kann man unmittelbar

ansehen, was es für den Fortschritt der Wissenschaft oder aber für das Gedeihen von Kultur, Politik und Wirtschaft letztlich bedeutet. Es gibt bei jedem Vorstoß ins Unbekannte nicht nur unvermeidbare Sackgassen, sondern auch ausgesprochen nützliche Umwege. Sogar Irrtümer können höchst instruktiv sein. Und die Wirkung von allem wird durch vielerlei mitbestimmt, was mit einem konkreten Stück Forschung selber wenig zu tun hat, zum Beispiel von der Forschung anderer Forscher und von den Anschlusshandlungen sonstiger Leute. Auch die Verleihung von Nobelpreisen ist deshalb nur mit einem erheblichen Time-lag risikierbar. Zumindest zu den Zeitpunkten, an denen Bestehendes oder gerade Abgeschlossenes evaluiert wird, sind keine methodisch eindeutigen und universell gültigen Regeln verfügbar, um die Qualität konkreter Forschung einwandfrei bestimmen zu können.

**>>> Einrede 2:
Qualität lässt sich nicht
messen!**

Auch wenn man wüsste, was Qualität wäre, ließe sich kaum erwarten, dass sich diese für Vergleichszwecke nummerieren ließe. Das Eigentliche und Besondere, vernimmt man von den Kollegen, steckt in Eigenschaften, die sich der Gleichmacherei von Zahlenspielen prinzipiell entziehen. Und wer solche Zahlenspiele dennoch betreibt, muss den Vorwurf gewärtigen, er handele mit Fragezeichen. Was soll sich denn daraus entnehmen lassen, dass der eine sechs, der andere aber zwölf Artikel publiziert hat. Dass die Forschung des anderen zweifach besser sei als des einen? Und wäre sie zehnfach besser, wenn er 60 Artikel veröffentlicht hätte?

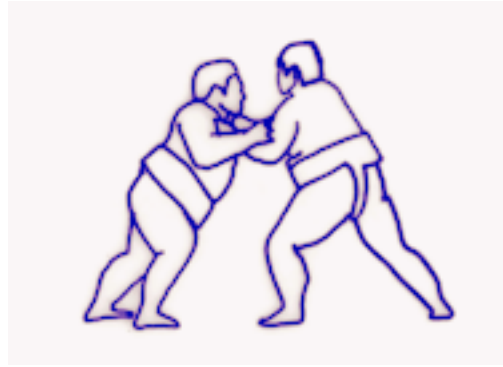
Man würde dem Gegner von Evaluationsstatistiken nur noch weiteres Material anliefern, wenn man sagen würde, natürlich könne Forschungsqualität nicht mit einem einzigen Indikator gemessen werden, man brauche mehrere. Üblich sei zum Beispiel auch das Einbeziehen von Drittmitteln bestimmter Art. Nur, wie lässt sich das gegeneinander verrechnen? Wenn etwa der eine mehr Drittmittel einwürbe als der an-

dere, könnte er damit seine Defizite beim Publizieren kompensieren? Wenn ja: nach welchen Verrechnungsregeln?

**>>> Einrede 3:
Vergleichen lässt sich sowieso
nichts!**

Man kann den Praktikern unbekümmerten Evaluierens die Arbeit mit dem Hinweis noch schwerer machen, dass es bei Evaluationen, sollen sie praktisch bedeutsam sein, nicht eigentlich um die Bewertung von Forschungsergebnissen geht, sondern um die Einschätzung von Forschern, Forschungsgruppen und Forschungsinstituten, also der Akteure, die Forschung betreiben. Will man diese beurteilen, muss man berücksichtigen, dass sich in der Qualität ihrer Ergebnisse nicht nur ihre eigene Qualität, sondern auch die Gunst der Umstände ausdrückt, unter denen sie arbeiten. Welche Umstände sind für Forschungsqualität aber wichtig? Und wie lässt sich, wüsste man dies, benoten, in welchem Maße deren Gunst eine Rolle spielt?

Zu den unfalsifizierbarsten und deshalb erfolgreichsten Einreden derer, die sich vor einem evaluativ erzeugten Tadel immunisieren wollen, gehört die Bekundung, dass sie mit außergewöhnlichen Schwierigkeiten zu tun hätten. Derlei Aussagen verschieben die Kausalattribution von Akteuren auf Kontexte, dienen also der Vermeidung von Schuldprüchen. Sie eignen sich dann, wenn man zum Rückzug gezwungen wird und wenigstens dafür sorgen will, dass der Abgang ehrenhaft bleibt. Falls das wirklich nicht gut ist, was wir machen – besser könnte es in unserer Lage gar nicht sein. Es liegt an irgendwelchen Besonderheiten des eigenen Milieus, die einen selber inkommensurabel machen: die Last der Lehre, der Mangel an Geld, die Unzuverlässigkeit der Kollegen – von privater Unbill ganz zu schweigen. Die Häufigkeit solcher Aussagen lässt zwar darauf schließen, dass sie der Klasse der Ausreden zugehören; aber in jedem Einzelfall lässt sich natürlich nicht ausschließen, dass an ihnen etwas dran ist.





>>> Rückfrage: Anything goes?

Verschwindet damit nun überhaupt die Möglichkeit, gute Forschung von schlechter Forschung zu unterscheiden? Gibt es also auch kein Recht dazu, bei Forschern und Forschergruppen tüchtige von untüchtigen zu unterscheiden?

Vor einem ›Anything goes‹ schützt dann doch wohl die uns allen wohl vertraute Routine, Urteile ständig und durchaus erfolgreich auf etwas zu beziehen, wovon wir nicht genau wissen, was es eigentlich ist. Wäre es anders, würde sich letztlich auch der Umgang mit uns selber verbieten. An Fiktionen sind wir also gewöhnt. Deshalb kann uns auch nicht überraschen, dass die Wissenschaftstheorie den Verzicht auf absolute Maßstäbe für Forschungsqualität mit der Annahme aufgefangen hat, es seien hervorragenden Kollegen zumindest »vernünftige Werten« (Stephen Toulmin) darüber zuzutrauen, ob eine Forschung etwas taugt oder nicht. Wenn

waren, setzten wir den Computer ein. Wir fütterten ihn mit den Namens- und Themenangaben aus der Projektdatei des Bonner Informationszentrums für Sozialwissenschaften sowie mit den Veranstaltungsnennungen von Soziologen in den Vorlesungsverzeichnissen. Suchten wir nun Rezensenten für eine Neuerscheinung, dann stellte sich regelmäßig ein Resultat ein, das die Qualität unseres Suchprogramms wunderbar bestätigte, unseren Zwecken aber nicht unbedingt dienlich war: Wir stießen am Ende eines weit ausgreifenden Suchprozesses immer auf den Autor selber.

Nun kann man sicher sagen, dass ein Autor über viele Einzelheiten seiner Forschung besser Bescheid weiß als irgendein Außenstehender. Und jeder Forscher mag mit Recht reklamieren, dass er die Umstände, die seine Projekte fördern oder aber behindern, genauer kennt als ein anderer. Aber in der Rolle als Gutachter seiner selbst ist schwerlich sicherzustellen, dass sein Urteil geeignet ist, nicht nur ihn selber zu überzeugen. Es ist ja leider so, dass die Befangenheit, die bei der Betrachtung eigener Angelegenheiten entsteht, nicht selten mit der Eintrübung des gesunden Menschenverstandes einhergeht. Also muss man nach Evaluatoren suchen, die dem Betroffenen möglichst fremd sind. Das bringt mit sich, dass man für Peer review auch Kollegen aus der unmittelbaren Nachbarschaft seiner Themen meiden sollte. Von diesen muss man fürchten, dass sie dem Objekt ihrer Bewertung entweder als allzu gute Kollegen oder aber als das gerade Gegenteil davon herzlich verbunden sind.

Also muss man Experten suchen, die in Distanz zu den Evaluationsobjekten und ihrer Forschung stehen. Das aber erhöht die Wahrscheinlichkeit des Vorwurfs: Die haben von unserer Sache überhaupt keine Ahnung! In der Tat ergeben sich Probleme aus dem Umstand, dass es eine offenkundig inverse Beziehung zwischen Expertise und Unbefangenheit gibt. Je näher dran, umso mehr Einsicht und umso wahrscheinlicher Voreingenommenheit – »that's the problem«. Daraus ergibt sich der Bedarf an

mittleren Distanzmaßen bei der Selektion von Gutachtern. Sie müssen der Sache nahe genug und den Kollegen, um die es geht, fern genug sein, um verlässlich zu urteilen. Es ist klar, dass sich das meistens nicht arrangieren lässt.

>>> Zum Stand der Dinge:

Aus dem bisher Gesagten ergibt sich eine robuste Bestätigung aller Vorurteile: Die Qualität von Versuchen, Qualität zu bewerten, kann nur mangelhaft sein; also sollten Evaluationen überhaupt nicht stattfinden. Nun stellen wir aber fest, dass sie dennoch stattfinden – und dies immer häufiger und künftig noch mehr. Die Gegengründe waren offenkundig nicht imposant genug und die Widerstände nicht hinreichend mächtig, um verhindern zu können, dass Evaluationsprogramme in den 90er Jahren überall in das Repertoire von Wissenschaftspolitik und Wissenschaftsmanagement aufgenommen wurden. Dass sich dies durchsetzen ließ, wird nicht nur daran liegen, dass die Geldgeber, die die Wissenschaft verwalten, den Forschern die Sache mit einer Art Deal schmackhaft machen: Wir sagen euch künftig nicht mehr so genau wie bisher, was ihr machen sollt, wenn ihr nichts dagegen habt, dass wir regelmäßig nachschauen, was ihr tatsächlich macht. Wenn nicht wirksamer, so doch eindrucksvoller als solche Offerenten sind sehr allgemeine, gewissermaßen lebenspraktische Hinweise darauf, dass nicht alles, was unvollkommen und heikel ist, nicht stattfinden dürfe. Das ganze Leben ist voll von Beispielen.

Man muss auch einstecken, dass sich solche Hinweise mit ein paar Anspielungen aufdringlich machen lassen. Man kann nämlich sicher sein, dass sich jeder, der Evaluationen als unmöglich bezeichnet, selber dabei erwischen lässt, über die Dignität von Kollegen und die Qualität

Die Evaluationsprogramme wurden den Forschern durch eine Art Deal schmackhaft gemacht: Wir sagen euch künftig nicht mehr so genau wie bisher, was ihr machen sollt, wenn ihr nichts dagegen habt, dass wir regelmäßig nachschauen, was ihr tatsächlich macht.

Inzwischen ist auch die Rhetorik des Widerstandes gegen die Evaluierung einigermaßen durchprobiert

objektive Wahrheitsgarantien nicht verfügbar seien, gäbe es doch einen bestmöglichen sozialen Ersatz, nämlich Experteneinschätzung. Die Sache entsprechender Peer review müsste und könnte dann auch sein, die Validität von Quantifizierungen zu qualifizieren und die Rolle von Kontexten für die Zwecke der Vergleichbarkeit einzuschätzen.

>>> Einrede 4: Wenn überhaupt wer, wären wir es selber, die es können könnten.

In den späten Siebzigern war ich an der Gründung der Soziologischen Revue beteiligt, der Rezensionszeitschrift für die deutschsprachige Soziologie. Um für die zwei- bis dreihundert Neuveröffentlichungen pro Jahr nicht immer dieselben ›Peers‹ als Rezensenten gewinnen zu müssen, die uns drei Herausgebern vertraut

ihrer Produkte Urteile zu fällen, für die er sich nicht ständig entschuldigt. Fast jeder von uns ist an Berufungen von Kollegen beteiligt, schreibt Gutachten über Drittmittelanträge, empfiehlt junge Leute für schöne Karrieren, entscheidet sich gegen die Veröffentlichung bestimmter Aufsätze und redet laufend und nicht immer leise über diesen und jenen. Was uns jetzt als Evaluation begegnet – könnte man uns sagen –, ist nicht viel mehr als eine Formalisierung dessen, was sowieso geschieht, samt Einbau von Kontrollen, die bisher fehlten.

>>> Vorschlag, sicher zur Güte: Wasch mir den Pelz, doch mach mich nicht nass!

Unter diesen Umständen kann man nur noch versuchen, der Sache gewissermaßen die Zähne zu ziehen. Wenn sich Evaluationen schon nicht verhindern lassen, sollte man sie wenigstens möglichst harmlos halten. Man erreicht dies, indem man ihre Ergebnisse für Entscheidungen über Mittelverteilungen nicht freigibt und ihre Funktionen darauf beschränkt, »kurativ« zu sein. Evaluation hieße also so viel wie: zur Kur schicken und wäre sicher eine schöne Sache. Dies auch für die Gutachter, die sich nur noch zu kollegialer Nachbarschaftshilfe einberufen wüssten. Man muss sich freilich vergegenwärtigen, dass unter diesen Bedingungen nicht nur der Tadel nichts kostet, sondern auch das Lob sich nicht auszahlen würde. Letzteres wird nicht allen Recht und Ersteres könnte auf Dauer nicht nur zu nett sein, sondern auch zu teuer kommen. Also muss man vielleicht hinnehmen, dass mit Evaluationen doch alles so läuft, wie es läuft.



Bernd Hillemeier

Champion der Lehre

Der Vizepräsident der Technischen Universität Berlin, Professor Dr. Christian Thomsen, hatte die Idee, einen Preis zu vergeben, für den die Studenten ihre ›liebste Vorlesung‹ unter den Angeboten an der TU Berlin auswählen sollten. Prof. Bernd Hillemeier, wurde zweimal hintereinander, 1997 und 1998, für seine Vorlesung ›Baustoffkunde, Baustoffprüfung und Bauchemie I und II‹ von den Studenten zum ›Champion der Lehre‹ gekürt.

Das Ziel der Preisvergabe war es, den Stellenwert der Lehre zu erhöhen und durch die Förderung neuer Ideen und Erfolge frischen Wind in die Lehre zu bringen. Die Studenten sollten deshalb die beste Veranstaltung in erster Linie nach ihrem Gefühl auswählen und in zweiter Linie nach den Kriterien der Struktur, der Verständlichkeit und der Spannung. An der wissenschaftlichen Kompetenz der Hochschullehrer scheint es nach gründlicher Prüfung durch Promotion, Habilitation, Publikationen und der Arbeit der Berufungskommission im Allgemeinen wenig Zweifel zu geben. Dafür liege, so klagte auch die ›Arbeitsgemeinschaft für Hochschuldidaktik‹, bei der Wissensvermittlung einiges im Argen. Der ›pädagogische Eros‹ bilde die Ausnahme, die Fähigkeit zur Lehre sei bei deutschen Hochschulprofessoren eher schwach ausgebildet.

Didaktisch ansprechende Vermittlungsleistungen würden in Deutschland, anders als in den USA, Kanada oder Neuseeland, zu wenig gefördert, meint der Bielefelder Hochschuldidaktiker Wolff Dietrich Weber. Es fehlt an einer Ausbildung für Hochschullehrer im Bereich der Lehre. Die Mittel dafür sind nicht vorhanden. Der tiefere Grund dafür könnte auch im geringeren Prestige der didaktischen Bemühungen im Vergleich zur Forschung lie-

gen, auch darin, dass man in Deutschland auf diesem Gebiet nicht gefördert und belohnt wird.

1997 wählten mich die Studenten der TU Berlin erstmals als ›Champion der Lehre‹. Ein Champion fühlt sich hoch erfreut über die Auszeichnung, sind doch Studenten die Nummer eins während der Vorlesungsperiode. Auf die Freude folgte Nachdenklichkeit: Kann Popularität das Kriterium für Vorbildlichkeit in der Lehre sein? Möchte man derjenige sein, dessen Vorlesungen als Event geschätzt werden? Es gibt in diesen Tagen genügend Gründe, Populismus gering zu schätzen. Kommt man so dem Ziel näher, die Universitätslehre zu verbessern?

Ein paar Überlegungen zum Handwerk des Vorlesung-Haltens kann ich zur Verfügung stellen: Eine Vorlesung ist etwas sehr Persönliches. Der Lehrende lernt durch die Vorlesung, besonders durch seine Vorbereitung und durch die Wirkung, die er erzeugt. Die kann Interesse, Freude, Arbeitsimpuls, aber auch Angst und Druck oder Teilnahmslosigkeit sein. Ein guter Unilehrer hat Spaß daran, seinen Stoff zu vermitteln. Er weiß, dass eine Vorlesung auch unterhaltsam sein muss. So studiert er seinen Vortrag dramaturgisch ein, denkt sich Spielchen aus, die zum Dabeisein einladen. Die Vorlesung kann zum Teufelswerkzeug werden,

voller Tricks, die zum Interesse verführen. Dennoch ist Distanz zu wahren, Geschichten und Mätzchen erhöhen nicht den Wert und die Glaubwürdigkeit. Das Ziel, die Studierenden das Lernen zu lehren, ist ernst.

Eine gute Vorlesung ist ein hochwertiges Produkt für anspruchsvolle Kunden. Eine Grundvorlesung hat den Wert von etwa 200000 DM plus die üblichen Primärkosten des Studiums pro Semester.

Ein hoher Qualitätsstandard des Vortrags setzt voraus:

- ein Skriptum, um das lähmende Kleben am Stoff zu vermeiden,
- die ständige Überprüfung der Inhalte, ob sie noch Neugierde wecken, zum selbstständigen und auch wissenschaftlichen Arbeiten anregen, und Anlässe bieten, sich in allen Medien Informationen zu beschaffen, eine immer frische Aufbereitung der Bilder, der Grafiken, der Beispiele, um Verstaubtes zu ersetzen,
- eine tagesaktuelle Vorbereitung, um live statt monoton aufzutreten,
- die Einplanung von Aktiv- und Konzentrationsphasen für die Studenten zum Begreifen,
- das Schaffen einer gewissen Atmosphäre und Disziplin. Wer die Zeitung liest, muss gehen, sei das Verlassen des Saals auch noch so unangenehm für beide Seiten.

Der Lohn der Mühe ist die Aufmerksamkeit der Studierenden und ihr Erscheinen um 8.30 Uhr morgens, möglichst ein ganzes Semester lang.

Ein Champion fühlt sich hoch erfreut über die Auszeichnung, sind doch Studenten die Nummer eins während der Vorlesungsperiode. Auf die Freude folgte Nachdenklichkeit: Kann Popularität das Kriterium für Vorbildlichkeit in der Lehre sein?

Die Glaubwürdigkeit des Vortragenden ist das Kriterium für gute Lehre. Die Zweifel an der Wissenschaft begannen mit dem Zweifel an den Professoren. Die akademische Ethik ist ein entscheidendes Glaubwürdigkeitskriterium.

Maier-Leibnitz sagte hierzu: »Der Wissenschaftler muss selbst als Erster an der Wahrheit von dem, was er findet oder sagt, zweifeln, muss Kritik und Gegenargument suchen. Wissenschaftliche Erkenntnisse sind wertlos, wenn nicht schon ihr Entdecker sich der Mühe unterzogen hat, an ihnen zu zweifeln, oder wenn es Einwände gibt, diese verschweigt. Wenn das, was einer sagt, wahr ist, muss das fast überall genügen; er muss nicht alles sagen, was er weiß, auch wenn es gegen seine erste Aussage sprechen würde. Aber von einem Wissenschaftler verlangen wir mehr.«

Es gilt, in der Vorlesung den Studenten den Wert zu vermitteln, nicht nur das Neue völlig auszureizen, sondern über die Konsequenzen gleich mit nachzudenken, auch über die möglichen Verzweigungen ins Negative. Es gilt also, sie zu verantwortlich Mitdenkenden, wo es möglich ist, auch zu Mitgestaltenden zu machen. Erlaubt sind viele Mittel, dies zu erreichen, zum Beispiel auch phasenweise schulmäßige Strukturen mit Übungselementen, studentischen Aktivitäten und Möglichkeiten des Argumentierens. Je besser die Studenten im Mitdenken, Querdenken und Kritik-Üben aufgehen, desto glücklicher und erfüllender ist die Vorlesung.

Morgen früh ist wieder Vorlesung, schrecklich.





Marco Finetti

Die überforderten Türhüter

Auf der Suche nach der fehlenden Zeit

Als die unumstrittenen Türhüter der Wissenschaft gelten Gutachter auch in den hiesigen Natur- und Biowissenschaften schon lange nicht mehr. Im Gegenteil: »Hau den Gutachter« ist in den letzten Jahren auch dort zu einem beliebten Gesellschaftsspiel geworden, wo zuvor das Hohe Lied von den glanzvollen Peers besonders inbrünstig gesungen wurde. »Die Entwertung des Expertenurteils durch das Gutachtendilemma« (Hans Mohr) heißt das dann vornehm. Im alltäglichen Sprachgebrauch geht es rauer zu. »Unzuverlässig« seien sie und ihre Arbeiten, nur allzu oft auch »ungültig« und überdies »unfair«, so schallt es den Gutachtern entgegen. Und spätestens wenn wieder einmal zu Tage tritt, dass ein Türhüter nur auf den eigenen Vorteil bedacht war, er Förderanträge blockiert oder Manuskripte abgelehnt hatte, um sie später umso weidlicher auszuschlachten, ist es Zeit für die Klage, dass das System der Gutachter aus der Scientific community nicht funktioniert und interne Qualitätskontrollen nicht geeignet seien, wissenschaftliche Qualität zu sichern.

Die landläufigen Vorwürfe gegen das Gutachtersystem lassen sich kaum belegen. Natürlich, Peer-review-Missbrauch bleibt Peer-review-Missbrauch und spricht für sich. Die Einwände wegen zu geringer Reliabilität und Validität jedoch halten der Überprüfung zumeist nicht stand, wenn sich denn jemand (wie etwa Hans-Dieter Daniel) die Mühe macht, den Dingen einmal empirisch auf den Grund zu gehen. Also alles nur böses Gerede, Neid und Missgunst? Nicht ganz.

Diese eine Begründung mag zwar falsch sein – der Befund aber stimmt dennoch: Um die Qualität im Gutachterbetrieb ist es auch in den hiesigen Natur- und Biowissenschaften schlecht bestellt. Und um die Qualitätskontrolle und -sicherung durch selbigen Betrieb schon gar. Wenn es dazu noch eines Beweises bedurfte, so haben ihn die spektakulären Manipulationen und Fälschungsskandale in der Chemie und vor allem in der Biomedizin in den letzten Jahren zur Genüge erbracht, in denen sämtliche Kontrollmechanismen des Wissenschaftsbetriebs scheinbar spielend leicht außer Kraft gesetzt werden konnten. Wie, so wurde nach dem Fall Herrmann/Brach* entgeistert gefragt, konnte es nur dazu kommen, dass selbst die Gutachter der renommiertesten Journale und angesehensten Förderorganisationen den Schwindel nicht bemerkten, dass manipulierte Daten und Abbildungen an prominentester Stelle publiziert und von Forscherkollegen »geklaut« Förderanträge mit Millionengeldern belohnt wurden?

Eine Antwort zumindest war klar und einfach, auch wenn sie vielen nicht gefiel: Weil die Kontrolleure des Systems hoffnungslos überfordert waren. Fachlich überfordert angesichts einer galoppierenden Wissensentwicklung, in der auch der beste Forscher schnell zum Analphabeten wird, sobald die allerengsten Grenzen seiner Spezialisierung überschritten sind. Vor allem aber: arbeitsorganisatorisch und zeitlich überfordert angesichts einer schier unaufhaltsam ansteigenden Flut an Begutachtungen und einer immer stärkeren Belastung durch die eigene wissenschaftliche Arbeit. Überlastung und Zeitnot haben die Gutachter im Fall Herrmann/Brach (und anderswo) versagen lassen. Und eben sie sind auch die größte Gefahr für die Qualität des Gutachterbetriebs und für die Qualitätskontrolle und -sicherung in den Natur- und Biowissenschaften allgemein. Weil sie alltäglich sind. Weil sie jeden bedrängen, weil gegen sie (noch) kein Kraut gewachsen scheint. Und weil alle die Überforderung kennen, doch nur die wenigsten über sie sprechen.

Lokaltermin

Wir sind in Hamburg und sprechen mit der Biochemikerin Ulrike Beisiegel. Die Professorin am »Universitätskrankenhaus Eppendorf« (UKE) ist eine der wenigen Wissenschaftlerinnen hier zu Lande, die offen auf das Problem der Überlastung und der fehlenden Zeit im Wissenschaftsbetrieb allgemein und im Gutachterbetrieb speziell hinweist. Als Mitglied der internationalen Expertenkommission »Selbstkontrolle in der Wissenschaft« zum



Beispiel, die die »Deutsche Forschungsgemeinschaft« vor nunmehr bald drei Jahren einsetzte, um Lehren aus dem Fall Herrmann/Brach zu ziehen und Spielregeln für »gute«, weil ehrliche, verantwortungsvolle und nicht zuletzt auch von Gutachtern nachvollziehbare wissenschaftliche Praxis aufzustellen.

Ulrike Beisiegel weiß, wovon sie spricht. Seit fast 15 Jahren verbringt die heute 47-Jährige einen guten Teil ihrer Zeit als Gutachterin. *Atherosclerosis; Arteriosclerosis, Trombosis and Vascular Biology; Journal of Lipid Research; European Journal of Clinical Pharmacology* – schon die Liste der Fachjournale, für die sie als Associate editor oder Editorial board member Manuskripte beurteilt, zum Druck annimmt oder ablehnt, ist lang. Dann die vielen Gutachten für die DFG: Einzelanträge, Reiseanträge, Tagungsanträge, Normalverfahren, Sonderforschungsbereiche, Schwerpunktprogramme, Heisenberg-Stipendien – Ulrike Beisiegel kennt die gesamte Klaviatur. Gerade erst wurde sie von den Biochemikern der Republik zusätzlich zur Fachgutachterin gewählt. »Was natürlich eine große Ehre ist, weil meine Kollegen damit zeigen, dass sie mich und meine Arbeit schätzen«, freut sie sich. Mehr Arbeit ist es trotzdem. Sodann das Bildungs- und Forschungsministerium in Bonn, für das sie mit anderen Wissenschaftlern die mit großen Erwartungen gestarteten biomedizinischen Leitprojekte begutachtet. Und der »Fond zur Förderung der wissenschaftlichen Forschung«, die österreichische DFG, die ihren biochemischen Nachwuchs ebenso gerne von der Hamburger Professorin unter die Lupe nehmen lässt wie der »Belgium Research Council. Manchmal ruft auch der Wissenschaftsrat aus Köln an. Dann heißt es »Blaue-Liste-Begutachten«, mit acht oder zehn Kollegen in Münster, Berlin oder sonst wo die Arbeit eines ganzen Instituts zu bewerten und anschließend eine Empfehlung über Förderung, Weiter-Förderung oder Nicht-mehr-Förderung zu geben, was vor allem im letzteren Fall viel böses Blut geben kann. Und zu guter Letzt der eigene Forschernachwuchs mit seinen Diplomarbeiten, Dissertationen und Habilitationen. »Die werden gerne vergessen«, sagt Ulrike Beisiegel, »dabei machen gerade sie Arbeit.«

Ein bis zwei Gutachten pro Woche kommen so von irgendeiner Seite auf die Biochemikerin zu, manchmal mehr. Macht rund zehn im Monat, mal etwas weniger, mal etwas mehr. Und an die 100 im Jahr. Natürlich übernimmt sie mehr Gutachten als viele ihrer Kollegen. Weil sie eine Frau ist und Frauen gerade in den Bio- und Naturwissenschaften derzeit als Gutachter besonders gefragt

sind (was paradoxerweise nicht dazu führt, dass immer mehr Gutachterinnen berufen werden, sondern dass die einmal Berufenen immer mehr leisten müssen). Vor allem aber, weil sie eine Gutachterin »aus Überzeugung« ist. Für die »es einfach dazu gehört« (gerade auch als Hochschullehrerin), sich auf diese Weise in den Dienst des Wissenschaftssystems zu stellen, das nur so funktionieren kann. Für die aber auch »nicht wirklich gut ist, wer es nicht irgendwann einmal zum Gutachter bringt«. Und die trotz allem aus ihrer Arbeit auch »sehr viel Gewinn zieht und lernt« (natürlich nicht, »weil sie anderen etwas klauen könne«, wie sie schnell hinzufügt, sondern weil sie so kritischer werde gegenüber Formulierungen und Methoden, auch den eigenen). Was freilich manchmal nur sehr begrenzt tröstet, wenn es über dem Manuskript eines Kollegen wieder einmal tiefe Nacht geworden oder auch dieses Wochenende mit der Zwischenbegutachtung eines Sonderforschungsbereichs verplant ist.

Zwei volle Arbeitstage braucht sie mitunter für solche und andere große Begutachtungen, manchmal sogar noch länger. Für jenen Sammelantrag an das Forschungsministerium etwa, bei dem eines Tages 15 dicke Aktenordner in ihrem Büro im Pavillon 39 des Hamburger Universitätskrankenhauses standen (von denen in dem winzigen kleinen Raum fast schon eine physische Bedrohung ausgegangen sein muss). 300 Seiten in jedem, wenn nicht mehr. Macht zusammen 4500. Mindestens. 4500 Seiten Papier, von denen sie gottlob nicht alle lesen musste. »Nur vier Ordner« fielen damals in ihr Arbeitsgebiet, für den Rest reichte der berühmte »kursorische Blick«. Hauptsache, sie wusste später, wovon ihre Kollegen in der Gutachtergruppe sprachen. Andere Begutachtungen, wie etwa die Einzelanträge der DFG, schafft sie inzwischen in vier Stunden. Doch selbst die wollen irgendwo untergebracht werden zwischen Klinik, Labor, Vorlesung, Selbstverwaltung und eigener Forschungsarbeit, zwischen all den Dingen des wissenschaftlichen Alltags also, die Ulrike Beisiegel auch während unseres Gesprächs auf Trab halten. Nach einer halben Stunde muss sie »eben mal schnell rüber in die Klinik«, wo ein »wichtiger Patient« versorgt sein will. Während der Reporter wartet, rufen kurz nacheinander vier Studenten und ein Rundfunksender an. Nachfragen zum gestrigen Physikikum und zum bevorstehenden Biochemie-Praktikum, ein Interviewwunsch. Thema: »Gibt es einen Zusammenhang zwischen hohen Cholesterinwerten und Haarausfall bei Frauen?« (Das Interview sagt sie später ab.) Und auch als wir schließlich



fortfahren, unterbricht uns mehrfach das Telefon. Die meisten Anrufer wimmelt Ulrike Beisiegel ab, für den eigenen Sonderforschungsbereich aber muss sie sich Zeit nehmen. Das nächste Treffen steht vor der Tür. Sind die Einladungsschreiben schon korrigiert. Wer kommt und wer nicht? Brauchen die Kollegen eine Wegbeschreibung? All das will sofort geklärt werden. »Der Tag«, sagt Ulrike Beisiegel, »hat eben leider nur 24 Stunden.« Und mit der Post ist bereits wieder der nächste Aufsatz zur Begutachtung gekommen.

Fluchtversuche

Wie gehen die Gutachter in den Natur- und Biowissenschaften mit dem Problem der Überlastung und der fehlenden Zeit um, das zwar längst nicht alle als Gefahr für die Qualität ihrer gutachterlichen Arbeit empfinden, sehr wohl aber als große, ja ungeheure Belastung ihres wissenschaftlichen Alltags? Viele suchen Zuflucht in der Routine und in immer neuen und ausgefeilteren Standardisierungen. Die etwa in der Chemie oder Biologie weit verbreiteten Fragebögen oder Leitfäden der Fachjournale zur Bewertung von Forschungsaufsätzen oder die hier (noch) stärker als anderswo schematisierten Anträge auf Fördermittel sind ihnen ein willkommener Rettungsanker, aber auch und vor allem die eigenen Arbeits-, Antrags-, Publikations-, Schreib- und Lesegewohnheiten. Den ganzen Förderantrag erst einmal überfliegen, dann der Blick auf den Abstract, nach vorne gerückt zu den Methoden und wieder zurück zum Arbeitsplan. Oder genau umgekehrt. Das Literaturverzeichnis gleich zu Beginn kritisch gewürdigt oder erst zum Schluss. Die eigene Arbeit oder die eigene Personal- und Geräteausstattung immer im Hinterkopf oder tunlichst gar nicht? Kein Gutachter ohne eigene Methode. Und keine Methode, die sich nicht noch weiter vervollkommen und vor allem noch ein wenig schneller abarbeiten ließe. Gerade Naturwissenschaftler werden oft von einer wahren Effektivierungswut befallen.

Derlei Zufluchten sind indes trügerisch, weil sie in der eigenen Eingefahrenheit das Eingefahrene belohnen und das Originelle bestrafen. Wer genau zu wissen meint, wie die Schlüsselworte in einem Förderantrag zu lauten und wo sie zu stehen haben, läuft alsbald Gefahr, nur noch abzuhaken. Und schnell ist der Daumen gesenkt, wenn sich das vermeintlich Entscheidende nicht in der vermeintlich richtigen Diktion an der vermeintlich richtigen Stelle findet. Nur die wenigsten geben sich in solchen Fällen die Mühe, den ganzen Antrag noch einmal und gleich-

sam gegen den Strich zu lesen, das Erwartete an unerwarteten Stellen zu suchen und auch das Unerwartete angemessen zu würdigen. All diese Schattenseiten der Routine sind vielen Gutachtern durchaus bewusst. Oft und gerne verdrängt werden sie trotzdem. Was wiegt schon eine übersehene, weil gut (oder besser: schlecht) versteckte Sternstunde des Antragstellers gegen eine gewonnene Stunde für den Gutachter?

Die große Flut

Von einem bestimmten Punkt an fruchtet freilich auch die größte Effektivierungswut nicht mehr, sind auch die letzten Einsparpotenziale in Sachen Zeit erschöpft. Dieser Punkt ist offensichtlich erreicht. Seit auch im deutschen Forschungsbetrieb allgemein und in den Bio- und Naturwissenschaften speziell der Wettlauf um Fördergelder immer irrwitzigere Formen annimmt, seit sich etwa in der Biomedizin (um mit Wolfgang Frühwald zu sprechen) die Arbeitsgruppen in Wladivostok, San Diego und München nur noch in einem Abstand von maximal drei Wochen auf den Fersen sind und noch immer näher kommen, seit das lange als amerikanischer Auswuchs belächelte oder gezeißelte Diktum des Publish or perish auch hier zu Lande gilt und an vorderster Stelle über Berufungen und Mittelverteilungen mitentscheidet, steigt die Zahl der zu begutachtenden Forschungsaufsätze und Förderanträge unaufhaltsam an. Nicht die Zahl der Gutachter. Vier Millionen biomedizinischer Fachartikel pro Jahr; mehr als 60000 Fachzeitschriften in den Natur- und Biowissenschaften; über 5000 Förderprojekte in den Bereichen Biologie, Medizin und Naturwissenschaften alleine bei der DFG, die aus einer vielfach höheren Zahl an Förderanträgen herausdestilliert werden. Und kein Ende in Sicht. Wer sich gerade noch darüber freute, dass er den Einzelantrag nach jahrelanger Übung nun in dreieinhalb statt in vier Stunden vom Schreibtisch hat, muss dafür nun einen pro Monat mehr begutachten. Das Zeitkontingent für den einzelnen Antrag, das einzelne Manuskript jedenfalls wird immer knapper. Was, nebenbei gesagt, nicht nur für die Gutachter gilt, sondern auch für die übrigen Akteure im Begutachtungsbetrieb. Für den Herausgeber des Fachjournals zum Beispiel, der als wichtigste und häufig auch einzige Vorinstanz in höchstens einer Viertelstunde entscheiden muss, ob ein eingereichtes Manuskript überhaupt zur Begutachtung an die Peers weitergeleitet wird oder besser gleich zurück an den Autor geht. Oder für die Referentin in der Geschäftsstelle der

Vor dem Gesetz steht ein Türhüter. Franz Kafka

Förderorganisation, die in gerade einmal zehn Minuten die beiden Gutachter bestimmen muss, die den 50-seitigen Förderantrag demnächst unter die Lupe nehmen dürfen. Überlastung und fehlende Zeit – sie treffen jeden.

Die Folgen sind klar wie der Tag, werden jedoch immer noch gerne verschleiert: Vieles kann so die Kontrollinstanzen des Betriebs ungehindert passieren, was bei ein wenig mehr an Zeit, Sorgfalt und, hier ist der Begriff an der richtigen Stelle, Muße nicht durchgegangen wäre. Nur so, sagt die Virologin Karin Mölling, lässt sich am Ende auch der Fall Herrmann/Brach erklären, nur so konnte auch den Gutachtern der angesehensten Journale entgehen, dass beispielsweise ein und dieselbe Abbildung als Beleg für zwei vollkommen verschiedene Messreihen angegeben wurde.

Das größte Problem sind freilich nicht die Manipulationen, die jedem halbwegs geschickten und risikobereiten Wissenschaftsbetrüger einfach gemacht werden. Das größte Problem sind die schludrigen, schlampigen, mittelmäßigen oder einfach nur schlechten Förderanträge und Forschungsergebnisse, die auf diese Weise ihre Weihen erhalten. Der schlechende Qualitätsverfall, dem Tür und Tor geöffnet wird. Die Tabellen voller Lücken und Fehler; die Resultate, die sich von einer Seite zur nächsten widersprechen; die lächerlich kleinen Datensätze, kaum das Papier wert, auf dem sie zusammengeschrieben sind; die inhaltsleeren Sätze, in denen sich allenfalls jene Schlagwörter finden, die gerade en vogue sind, und ansonsten nur Orthographie- und Syntaxfehler. Dass dahinter nicht immer schlichte Inkompetenz steht, auch nicht nur das Verlangen, die eigenen Daten in jedem Fall vor der Konkurrenz auf den Markt zu werfen, wissen auch die Gutachter. Die drei aufeinanderfolgenden Nachtdienste, nach denen der Doktorand mal eben schnell seinen nächsten Förderantrag stellen muss, kennen sie schließlich oft genug aus eigener Erfahrung. Oder die Leiden der Feierabendforschung, die auch gute Forscher schlechte Anträge schreiben lässt (weshalb es viele Gutachter denn auch als besonders schwer, ja geradezu schmerzlich empfinden, gerade diese Anträge abzulehnen). Schlechte Anträge und schlechte Paper bleiben es trotzdem. »Vieles ist einfach nur Schrott«, sagt Ulrike Beisiegel, die Hamburger Biochemikerin. Schrott, den auch sie freilich oft erst dann bemerkt, wenn sie sich einen Luxus gönnt, den sie sich immer seltener leisten kann: den zweiten Durchgang. Wenn sie den Antrag oder das Manuskript nach der ersten Lektüre wieder weglegt und erst am nächsten Tag oder

übernächsten genauer unter die Lupe nimmt. Mit den ersten Eindrücken, die sich dann oft bereits zu einem Bild oder zumindest zu Fragen zusammengesetzt haben. Und mit mehr Zeit. Die allerdings – nun ja, wir sagten es bereits.

Was also tun?

Runter von der großen Zahl! – heißt die Antwort. Radikal zu kürzen bei Anzahl und Umfang der Gutachten und der zu begutachtenden Arbeiten ist die vermutlich einzige Chance, den überforderten Türhütern der Wissenschaft ihre gestohlene Zeit zurückzugeben – und der Qualitätskontrolle in den Natur- und Biowissenschaften ihren Namen und Anspruch. Radikal zu kürzen bereits im Vorfeld. »Es dürfen überhaupt erst einmal viel weniger Anträge und Manuskripte auf unsere Schreibtische kommen«, meint Ulrike Beisiegel. »Und die, die schließlich dort landen, müssen wieder deutlich ärmer an Umfang und reicher an Inhalten werden.« Wozu es vieles braucht: Eine neue Definition der kleinsten publizierbaren Einheit etwa. Oder klarere, sprich: strengere Richtlinien der Fördergesellschaften und Fachjournale. Oder eine gehörig größere Portion Selbstkritik bei Autoren und Antragstellern. Vor allem aber eine neue und andere Verständigung über die Bewertungskriterien wissenschaftlicher Arbeit und Qualität. Solange Berufungen und Mittelvergaben von hohen Veröffentlichungsraten abhängen, solange aber auch etwa jeder Chemiker promovieren und jeder Krankenhaus-Chefarzt Professor sein muss – so lange werden die Papierstapel auf den Schreibtischen der Gutachter weiter anwachsen. Fünf statt 500 muss stattdessen die Devise lauten, die fünf besten (und zwar: aus eigener Sicht besten) Publikationen müssen reichen als Ausweis der eigenen Qualität und als Anlage beim nächsten Förderantrag – »Harvard scheme« statt Impact factor! Dass es bis dahin noch ein langer und schwieriger Weg ist, wer wüsste es nicht! »Aber«, sagt Ulrike Beisiegel, »wir haben keine andere Wahl. Wir müssen ihn gehen.«

Literatur:
Daniel, H.-D.: *Guardians of Science, Fairness and Reliability of Peer-Review*, Weinheim 1993
Finetti, M./Himmelrath, A.: *Der Sündenfall – Betrug und Fälschung in der deutschen Wissenschaft*, Stuttgart – Bonn 1999
Mohr, H.: *Die Entwertung des Expertenurteils durch das Gutachten-dilemma*, in: Ruh, H./Seuker, H. (Hrsg.), *Gesellschaft – Ethik – Risiko*, Basel 1993
Neidhardt, F.: *Selbststeuerung in der Forschungsförderung. Das Gutachterwesen der DFG*, Opladen 1988

* Zum Fall Herrmann/Brach vgl. GEGENWORTE Heft 2

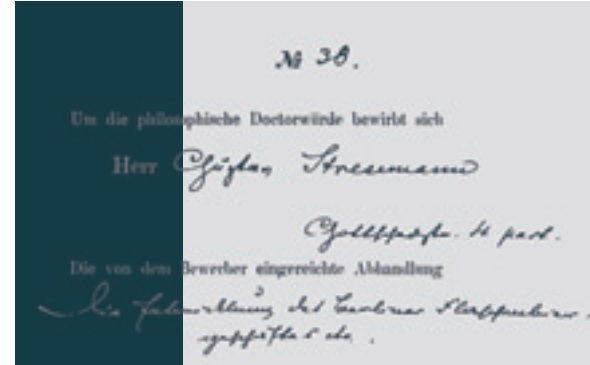
Stephan Wolff

Freud und Leid eines Gutachters

Gutachten zu verfassen gilt als ein integraler Bestandteil der Selbststeuerung der Wissenschaft. Dennoch kommt sich W., wenn er als Gutachter über Anträge und Arbeiten seiner Kollegen und Studenten fungiert, gelegentlich wie ein Fossil aus längst verflossenen Tagen vor, muss er hier doch qua Amt die Fahne der rationalen Entscheidung hochhalten, auf die er sich sonst nur mehr ironisch bezieht. Erfahrene Gutachter wie W. wissen, dass sie mit Fiktionen hantieren. Sie kennen die Anstrengungen, die es kostet, sie zu fabrizieren. Sie schätzen aber auch deren besonderen Charme.

Die projektbezogene Forschungsförderung verleitet zur Hochstapelei bei gleichzeitigem Dummstellen.

Sicherlich besteht im sozialen Verkehr, zumal unter Kollegen, eine strukturelle Präferenz für Zustimmung: ein ›Nein‹ braucht bekanntlich viel mehr Worte als ein ›Ja‹. Andererseits wird als Experte nur ernst genommen, wer sich auf die Kunst versteht, in einer nicht unkollegialen Weise Kritik zu üben und Grenzen zu ziehen. Schließlich geht es bei der Begutachtung nicht um Wahrheiten, sondern um Fragen von Bewertung, Genehmigung und Akzeptanz, kurz: um organisatorische Entscheidungen. Bei aller Kritikbereitschaft sollte man zumindest den Anschein einer gemeinsamen professionellen Perspektive wahren und diesen gegenüber Außenstehenden hochhalten. Zu dieser Darstellungsdisziplin gehört es auch, den ›Stand der Wissenschaft‹ bzw. die ›herrschende Meinung‹ als solche zu akzeptieren und Kollegen (wie ihre Universitäten) grundsätzlich als gleichgestellt zu behandeln. Die Kompetenz zum Forschen lässt sich so wenig wie jene zum Gutachtenschreiben durch Lektüre von Methodenbüchern erwerben. Der angehende Gutachter macht sich Schritt für Schritt mit einem Repertoire von etablierten Erwar-



tungen an Rollen, Ereignissen und Personen vertraut, das ihm hilft, sich zu orientieren, und auf das er sich bei seinen Urteilen und Einschätzungen beziehen kann. Nur einige Beispiele: Wie verhält sich ein ›normaler Kandidat‹ im Promotionsverfahren? Antwort: Ruhig! Es wäre unziemlich, den Gutachter zu Hause anzurufen, um ihn zur schnelleren Abgabe seines Votum zu veranlassen oder ihm gar Erläuterungen nachreichen zu wollen. Wie sieht ein ›normaler Projektantrag‹ aus? Er hat eine Länge zwischen 20 und 40 Seiten. Über einen Kollegen, dessen 200-seitigen Antrag sich die Gutachter der DFG weigerten überhaupt zur Kenntnis zu nehmen, schmunzelt noch Jahre später eine ganze Zunft und interpretiert dies wahlweise als Zeichen von Ahnungslosigkeit, Impertinenz oder Monomanie. Wie ist das Image, das sich ein Gutachter bei seinen Auftraggebern erworben hat? Es wäre merkwürdig, wenn er auf einmal kulant würde, nachdem er sich bei seinen letzten drei Stellungnahmen eher als unduldsamer Engel des Paradieses geriert hat.

Wie Gutachter konkret lernen, weiß niemand so recht. Die ›Hinweise für Gutachter‹, die Forschungsförderer ihren Gutachtensuchen beilegen, eignen sich bestenfalls als Legitimationsnachweise der Institution. Gutachten unter Kollegen herumzuzeigen gilt als schlechter Stil. Gutachtenschelte zu betreiben, bleibt meist das diskrete Vergnügen kleiner Zirkel (etwa Herausgebergremien von Zeitschriften). Da im Grunde niemand angeben kann, was einen guten Antrag oder was ein gutes Gutachten ausmacht und die Rückmeldungen auf entsprechende Versuche eher dürftig (meist nur ›ja‹ oder ›nein‹) sind, bleibt nur ›trial and error‹, die Auswertung des Kollegenklatsch und abergläubisches Lernen (das heißt, man kopiert sich im Zweifelsfall selbst). Obwohl Idiosynkrasien blühen, driften Gutachter mit der Zeit in eine bestimmte Richtung, entwickelt und reproduziert sich auf rätselhafter Weise eine identifizierbare Gutachtenkultur. In diesem Sinne sind die folgenden fiktiven ›Tagebuch-Eintragen‹, in denen ganz unterschiedliche Anlässe und Formen des Umgangs mit Gutachten im Laufe einer Arbeitswoche zur Sprache kommen, absolut subjektiv, aber durchaus typisch, zumindest für die Gutachtenkultur in den Geistes- und Sozialwissenschaften.

Montag > Die Sekretärin übermittelt die Bitte um Rückruf von Herrn Professor K. aus X. Man habe hier einen neuen Lehrstuhl zu besetzen, interessanter Bewerber, einstimmiger Kommissionsbeschluss, vier

Kandidaten seien in der Vorauswahl übrig geblieben. Im Namen der Kommission würde er W. gerne um ein vergleichendes Gutachten bitten. Er sei sich natürlich der Zumutung bewusst, aber schließlich sei W. ja auf dem Gebiet ... Ob dies bis zur Semestermitte möglich wäre? Er wisse ja, die Gremien ... ›Vergleichende Gutachten‹ angetragen zu bekommen ist natürlich ehrenhaft (obwohl man nie weiß, ob man nicht doch nur der Letzte auf der Liste gewesen ist, der gefragt wurde!). Darauf einzugehen entspricht W.'s Verantwortungsgefühl für die Disziplin, natürlich auch gewissen Interessen, das Feld in seinem Sinne gestärkt zu sehen. Zwar bedeutet ein vergleichendes Gutachten viel Arbeit, aber hat er sich nicht immer gegen die Unsitte der bestellten Lobeshymnen der jeweiligen akademischen Ziehväter oder -mütter gewandt, die man zwar trefflich als Steinbrüche bei der Formulierung von Kommissionsberichten nutzen kann, die aber keinen wirklich neuen Impuls für die Diskussion in der Berufungskommission bringen? (Man könnte allerdings genauso gut sagen, eben dies sei ihr Vorteil). W. hat ein Faible für Irritationen; er weiß aber auch, dass sich Kommissionen gar nicht so leicht irritieren lassen. Er muss an das Schicksal seines letzten vergleichenden Gutachtens denken. Erst letzte Woche hatte ihm der Kollege brieflich mitgeteilt, wie das betreffende Verfahren weitergegangen war. Obwohl doch nach Aktenlage alles ganz klar schien, er darüber hinaus besondere Mühe darauf verwandt hatte, sein Votum so sperrig wie möglich zu formulieren, haben sich die verschiedenen Fraktionen in der Kommission und im Fachbereich bei ihren Grabenkämpfen kaum davon beeindrucken lassen, zumal es da noch ein zweites Gutachten gegeben hat, mit dem man das seine neutralisieren konnte. Auf solch ein Spiel wird er sich in Zukunft nicht mehr einlassen. Obwohl ihm der freundliche Kollege am Telefon einen Solopart zusichert, sagt W. ab. Er kann in frühestens zwei Monaten liefern, zu spät für den Marsch durch die Gremien.

Dienstag > Zurück in die Niederungen! Ernüchtert blättert W. in einer wissenschaftlichen Hausarbeit zum Praktikum. Da sein Institut sich entschieden hat, vom lakonischen bestanden/nichtbestanden abzugehen und solche Arbeiten als Gelegenheit für nachhaltige Beratung zu definieren, sind jetzt halb- bis ganzseitige Kurzgutachten zu schreiben. W. ärgert sich über das, was er da liest. Der Text vermittelt ihm nicht das Gefühl, als Gesprächspartner ernst genommen zu werden. Deshalb





bringen ihn gerade auch die Nachlässigkeiten im Formalen in Rage. Am Rand des Textes häufen sich Sarkasmen wie: »Märchenstunde«, »bla-bla« oder »wer hätte das gedacht?«. Auch sein Gutachten liest sich salopp und schnoddrig. Er schreibt, was ihm auf der Zunge liegt. Die Diskrepanz zwischen Eindruck und Formulierung ist geringer als in ordentlichen Gutachten. Heißt das, er ist hier »authentischer«? Ist er nur so »authentisch«, wenn sich der andere in der schwächeren Position befindet und es keine weiteren Leser gibt? W. beschließt, sich stärker zu beobachten, häufiger nachzufragen, im Grundsatz aber seinen Stil beizubehalten.

G., ehemals wissenschaftliche Hilfskraft, reicht seine Diplomarbeit ein. Beste gemeinsame Erfahrungen, fast schon eine familiäre Beziehung. Das vorliegende Elaborat stellt sich aber als äußerst dürftig heraus. Gibt man ihm den Lohn des Tapferen? Guter Mann; hat schon eine Stelle und jetzt das! Der sanfte Sog der Korruptierbarkeit erfasst den Gutachter. Warum hat er nicht einfach eine Arbeit von irgendwoher abgekupfert? W. versichert sich selbst, diesen unkeuschen Gedanken nicht ernst gemeint zu haben. Andererseits ist die Leistung klar unter seinen üblichen Standards. Er merkt plötzlich, wie sehr er selbst an dem wie immer fiktiven Gefühl hängt, objektiv zu sein. Dass die Kollegen in der Prüfungskommission die Nase rümpfen könnten, wenn gerade er sich diesen Nepotismus herausnimmt, kommt ihm demgegenüber vergleichsweise unerheblich vor. Er ruft G. an: Es tue ihm Leid. Aber er könne beim besten Willen keine Ausnahme machen. Es tut ihm wirklich Leid. Der Kandidat erteilt Absolution. Im Grunde brauche er das Diplom gar nicht mehr, es sei mehr aus ästhetischen Gründen gewesen. Umso schöner ...

Mittwoch > W. eilt zur Sitzung der Promotionskommission. Auf der Tagesordnung steht die Notenfestsetzung. Eigentlich etwas ganz Formales. Dennoch bahnt sich Unheil an. Es geht um eine der so genannten interdisziplinären Arbeiten. Abstrakt ein zweifellos förderungswürdiges Unterfangen. Konkret eine Quelle unberechenbarer Komplikationen. Der Teil des »Inter«, für den W. zuständig wäre, ist bei dieser Arbeit total in die Hosen gegangen. Einen solchen Text würde er unkorrigiert kaum als Diplomarbeit durchgehen lassen. Und der Rest ist ebenfalls eher dürftig. Dennoch hat er sich zu einem schamhaften »rite« durchgerungen – natürlich mit »erheblichen Bedenken«, die er habe zurückstel-

len müssen, weil er als Sozialwissenschaftler bestimmte Aspekte (der anderen Seite des »Inter«) nicht habe bis ins Letzte beurteilen können. Dabei fühlt er sich aufgrund früherer Projekterfahrungen durchaus dazu in der Lage, wollte daraus aus Gründen der Kollegialität aber kein Aufheben machen. Er ärgert sich über den Betreuer, der es zu einer solch peinlichen Situation überhaupt hat kommen lassen. Bei schlechten Dissertationen unterstellt W. immer zunächst schlechtes »Handling« von Seiten der Betreuer. Es ist einfach unprofessionell, seine Leute so ins Messer laufen zu lassen. Sein Ärger steigert sich noch, als er feststellen muss, dass die beiden Mitgutachter ein »magna« gegeben haben. Schon beginnt die Schlacht der Fakultäten: »Bei Ihren Monita haben Sie vielleicht bestimmte Aspekte der fachlichen Diskussion nicht richtig werten können.« Er ist im Begriff, sich ins Getümmel zu stürzen, die geheime Scheinheiligkeit des Interdisziplinaritätsgeredes oder die Präntention des Kollegen zu entlarven, als sich sein Blick mit dem des Ausschussvorsitzenden kreuzt, der ihm zugleich bittend, tröstend und konspirativ vorkommt. Er schluckt und wahrt die Façon. Es bleibt ein schlechtes Gefühl und der Ärger um viel vergeudete Lebenszeit (negative Gutachten sind aufwendiger als positive!). W. beschließt, gelegentlich einen polemischen Aufsatz zur Interdisziplinarität als »Mechanismus der Grenzziehung und der Vermeidung von fachlicher Auseinandersetzung« zu schreiben, sich auf jeden Fall nicht mehr in eine solch unangenehme Konstellation hineinmanövrieren zu lassen. Nachdem sowohl die aggressiven Fantasien wie das Selbstmitleid abgeklungen sind, fällt ihm zu seiner Beschämung auf, dass bei diesem ganzen Hin und Her der Kandidat selbst für ihn gänzlich nebensächlich war.

Donnerstag > Die Referentin eines Forschungsförderers schickt einen Projektantrag. Der Gutachter entnimmt daraus mit Interesse, wofür er als Experte steht. Für dieses spezifische Programm hat er noch nie etwas geschrieben. Er fragt sich, wie hoch dort die Ablehnungsquote ist. Man möchte schließlich nicht danebenliegen. Zudem ist es Herbst, also sind die Kassen möglicherweise leer. Früher hat das eine Rolle gespielt, weshalb er selbst immer versucht, seine Anträge im Frühjahr einzureichen. Er blättert. Aha, ein junger Kollege! Es amüsiert ihn immer wieder, wie Neulinge mit der Dialektik von Projekt und Welt zu Rande zu kommen versuchen. Man

schaute mit Interesse zu und bewertet, wie der Kandidat mit dieser eigentlich unmöglichen Aufgabe fertig wird. Nach über zehn Projekten und noch mehr Anträgen hat der Gutachter gelernt, mit der Eigengesetzlichkeit der Projektförderung zu leben. Faktisch gilt es, von den gegebenen Möglichkeiten, dem verfügbaren Personal, den ihm offenen Zugängen und seinem Methodenrepertoire her zu denken und machbare Projekte zu entwickeln. Dargestellt werden muss das Ganze allerdings dann aber genau anders herum: Es ist allein die wortreich beklagte Forschungslücke, die ein Projekt legitimiert und deren Schließung genau das in Aussicht genommene Forschungsdesign verlangt. Ihm selbst fällt die Antragslyrik zunehmend schwerer.

Die projektbezogene Forschungsförderung verleitet zur Hochstapelei bei gleichzeitigem Dummstellen. Die meisten Anträge enthalten Versprechen hinsichtlich der Einhaltung von Fristen und der Prognostizierbarkeit des Projekthandelns, die realistischerweise kaum eingehalten werden können. Gerade Anfänger lassen sich leicht dazu verleiten, von vornherein zu schlaue erscheinen zu wollen, das heißt, sie stellen ihr Projekt so durchstrukturiert dar, dass man sich fragt, was sie durch die Forschung überhaupt noch lernen wollen. Angesichts rhetorisch geschöner Darstellungen und wohlfeiler Absichtserklärungen sind Gutachter weitgehend auf Plausibilitätsprüfungen und indirekte Schlussfolgerungen angewiesen. W. liest deshalb mit einem Blick auf Abweichungen, sucht nach »schmutzigen« Stellen, Stilbrüchen und Unwahrscheinlichkeiten. Er vergleicht gerne seine Rolle als Gutachter mit der eines Detektivs, der hinter sorgfältig polierten Antrags- und Berichtsfassaden das Elend des alltäglichen Betriebs erahnen soll. Oft graben sich Antragsteller ihr eigenes Grab allein dadurch, dass sie den »Stand der Forschung« allzu sehr ausbreiten und dem Gutachter so reichlich Material für Konsistenzprüfungen geben. Wie vermutlich jeder Gutachter hat W. seine eigene Checkliste entwickelt: Wie hat der Antragsteller die Aufgabe gelöst, sein Anliegen in der Zusammenfassung (die DFG gibt 15 Zeilen vor!) zu komprimieren? Hat er sich nicht zu viel vorgenommen (neulich hat W. vorgeschlagen, jemandem einen Zuschuss nur unter der Auflage zu bewilligen, dass er sich auf die Hälfte seiner Vorhaben beschränkt!). Besteht überhaupt die Chance, an die benötigten Daten heranzukommen; sind die Zugänge gesichert? Gibt es etwas, das den Antragsteller überraschen könnte? Ist es plausibel, wenn gerade dieser Antragsteller gerade diese Frage zu

beantworten versucht? Gibt es überhaupt die Mitarbeiter auf dem Markt, die man für ein solches Unternehmen benötigt?

Freitag > Ein Mitarbeiter bittet W. um ein Zeugnis. W. hasst Empfehlungsschreiben. Zudem hält er sie für weitgehend irrelevant. Wie viele seiner Kollegen erbittet er von den Betreffenden einen Textentwurf. Er schämt sich zwar gelegentlich dafür, hat aber schon lange vor diesem scheinheiligen Ritual kapituliert. Wenn möglich, fasst er sich sehr kurz, vermerkt aber ausdrücklich, man könne ihn anrufen, um Genaueres zu erfahren. Er ist überzeugt, dadurch mehr für seine Leute tun zu können, als mit glatt polierten Lobeshymnen, an die sowieso niemand glaubt. Faszinierend findet er, dass alle möglichen Leute argwöhnen, es gebe einen Geheimcode, mit dem sich Zeugnisverfasser untereinander verständigen. Er jedenfalls kennt keinen.

Es spricht viel dafür, dass die Idee des »richtigen« Gutachtens eine Illusion darstellt. Wenn dem so ist, bliebe freilich zu klären, wie man sich als Gutachter auch unter verrückten Bedingungen noch professionell verhalten kann. Vermutlich reduziert es sich auf zwei Punkte: auf einen Schuss methodisch eingesetzter Naivität und auf die Bereitschaft, etwas für die eigene Irritierbarkeit zu tun. Gutachter müssen nämlich, um ihren Job überhaupt tun zu können, auf der Idee der rationalen Entscheidbarkeit von Gutachtenfragen beharren. Trotz aller Belege für deren faktische Unmöglichkeit bleibt dies eine ebenso unentbehrliche wie hilfreiche Fiktion. Sie verdient es, mit Bedacht – sozusagen im »Modus des Als-ob« – kultiviert und dann gleichermaßen gegen Relativisten wie gegen jene verteidigt zu werden, die sie bloß wörtlich nehmen. Das andere, vielleicht noch gewichtigere Problem besteht darin, dass sich als Folge der abgeforderten Besserwisseri die eigenen Lernmöglichkeiten reduzieren, und man Gefahr läuft, plötzlich wie der Kaiser in seinen neuen Kleidern dazustehen. Es gilt also Vorkehrungen für die eigene Irritierbarkeit zu treffen.





Gernot Böhme

Was ich nicht erforschen durfte

Eine Klage?

Forschung wird mit bedeutenden Mitteln gefördert, doch viele Forschungsanträge werden abgelehnt. Wer zählt sie? Wer fragt nach ihnen? Waren sie einfach schlecht, undurchführbar, ohne Hypothese, uninteressant? Oder passten sie nur nicht ins Programm, entsprachen sie nicht dem Zeitgeist, der Mode, den Prioritäten der Forschungspolitik – oder stellten sie gar herrschende Meinungen in Frage, störten die Kreise einflussreicher Personen oder gar der Gutachter selbst?

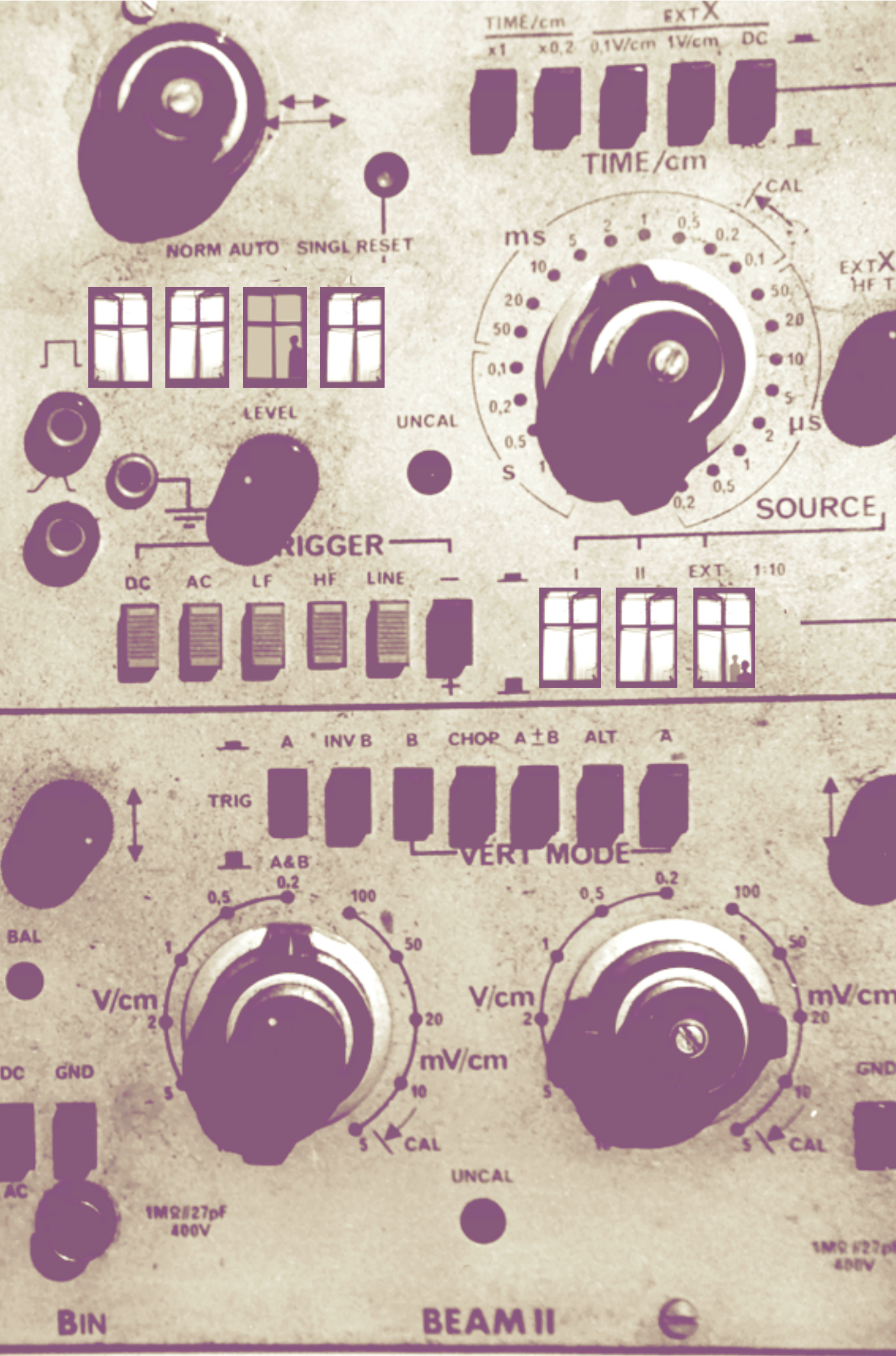
Über Ablehnungen redet man nicht, allenfalls murmelt man und äußert unter Freunden Vermutungen über die Gründe. Man wird sich mit den Vergabe-Institutionen nicht anlegen. Obgleich das Schicksal der Ablehnung etwas ist, das fast jeden einmal, der sich überhaupt um Drittmittel bemüht, trifft, wird die Klage darüber unterdrückt, so schmerzlich und gegebenenfalls biografisch einschneidend eine Ablehnung auch sein mag. Klagen will ich nicht und habe gegen Ende meiner universitären Laufbahn dazu auch keinen Grund. Mehr als ich getan habe, hätte ich ohnehin nicht tun können. Und wenn die Anerkennung für die eine oder die andere Publikation, für die eine oder die andere Idee ausblieb, so hatten andere Ideen und andere Arbeiten ein umso deutlicheres Echo. Doch folgenlos sind Ablehnungen nie, und das Profil, das ich am Ende gewonnen habe, ist nicht nur durch das Geleistete, sondern auch durch das, was ich nicht erforschen durfte, geprägt. Als Physiker in die Philosophie gekommen, habe ich nie das Bedürfnis nach Empirie verleugnet. Und als Forscher, der sieben Jahre lang im »Max-Planck-Institut zur Erforschung der Lebensbedingungen der technischen Welt«, Starnberg, in einer Projektgruppe gearbeitet hat, hätte ich gerne auch als Professor für Philosophie meine dort erworbenen Fähigkeiten zur Forschungsorganisation und interdisziplinärer Teamarbeit ausgeübt. Die Ablehnung meiner Forschungsanträge – dieser, die ich noch nennen werde – hat mich zu dem

gemacht, was man auch sonst sich unter einem Philosophieprofessor vorstellt: zu jemandem, der Bücher liest und aus dem Nachdenken darüber heraus andere Bücher schreibt. Ein Homme de lettres bin ich geworden – auch gut! Als solcher kann ich es mir leisten, die Ablehnung von Forschungsanträgen einmal zum Thema zu machen. Und ich vermute, viele Kollegen werden es mir danken.

Begründungslose Ablehnungen

Die Ablehnung von Forschungsanträgen erfolgt in aller Regel ohne Begründung, oder die Begründungen sind formelhaft: Man könne bei der Fülle der Anträge nicht alle berücksichtigen – oder so ähnlich. Häufig sind die Ablehnungsbriefe sichtlich Standardbriefe, gehen auf den vorliegenden Fall überhaupt nicht ein. In ganz seltenen Fällen erfährt man einmal etwas – und dann sicher in anonymisierter Form – aus den Gutachten. Aber diese Fälle sind in der Regel solche, bei denen eine Wiederholung des Antrags in überarbeiteter Form nicht ausgeschlossen oder gar nahe gelegt wird. Die Wirkung auf den Antragsteller ist in jedem Fall verheerend. Mit Anträgen sind immer Hoffnungen verbunden – und nicht nur Perspektiven der Forschung, sondern auch biografische Perspektiven. In jedem Forschungsantrag steckt sehr viel Arbeit, fast immer ein großer Teil der Arbeit, die durch den Antrag überhaupt erst finanziert werden soll. Und das alles läuft dann plötzlich ins Leere und wird nicht einmal einer Kritik, einer begründeten Ablehnung gewürdigt.

Nun muss zuvor festgehalten werden: die übliche Praxis der Vergabe-Institutionen ist nicht nur verständlich, sondern vielleicht sogar unausweichlich. Denn wer argumentiert, handelt sich Gegenargumente ein, wer Begründungen gibt, setzt sich Nachfragen aus. Begründete Ablehnungen könnten womöglich gar judizibel werden. Auch ist klar, dass sich eine hinreichende Begründung in der Regel nicht geben lässt, denn in jeder Entscheidung steckt auch ein Stück Irrationalität, ein Stück Willkür.





Und das muss umso mehr der Fall sein, als die Annahme oder die Ablehnung von Forschungsanträgen bei den meisten Vergabe-Institutionen nicht von den fachkundigen Referenten – die lediglich eine begründete Entscheidungsvorlage machen – entschieden wird, sondern von Kuratorien, in denen gegebenenfalls sogar Nichtwissenschaftler sitzen.

Doch muss man sich mit dieser Situation abfinden? Kann sich das System der Wissenschaft eigentlich dieses Stück Irrationalität leisten? Ist es gerechtfertigt, dass so viele Forschungsideen einfach im Papierkorb verschwinden? Was ich für die einzelne Forscherbiografie gesagt habe, gilt auch für die Wissenschaft im Ganzen: Sie wird nicht nur durch das geprägt, was sie tut, sondern auch durch das, was sie nicht tut. Über die Erfolge der Wissenschaft wird überall geredet, doch es gibt kein öffentliches Bewusstsein davon, was die Wissenschaft nicht erforscht. So will ich wenigstens beispielhaft darüber reden, was ich nicht erforschen durfte.

Die Projekte

Zusammen mit der Sozialphilosophin Beatrice Adloff arbeitete ich einen Forschungsantrag aus mit dem Titel »Die Verwissenschaftlichung der Geburtshilfe. Die Beziehung von lebensweltlichem Wissen und wissenschaftlichem Wissen am Beispiel der Geburtshilfe«. Dieses Projekt sollte historisch die Verwissenschaftlichung der Geburtshilfe nachzeichnen und damit zugleich die Veränderung der Stellung der Hebammen relativ zu den Ärzten darstellen. Es sollte zeigen, dass die traditionellen Hebammen über Wissen eines besonderen Typs verfügten, das durch die Verwissenschaftlichung der Geburtshilfe und die Klinisierung der Geburt immer mehr verödete, für das sich aber eine klare Funktion aufweisen lässt. Das Projekt sollte dem Interesse der betroffenen Frauen dienen, indem es für diese Funktion, die psychosoziale, nach einem modernen Äquivalent fragte.

Das Projekt war außerordentlich gut vorbereitet, nicht nur durch Literaturstudien, sondern auch durch sieben Interviews mit Hebammen und Ärzten und insbesondere durch einen von der Stiftung Volkswagenwerk finanzierten Workshop mit Teilnehmern aus dem Bereich der wissenschaftlichen Geburtshilfe, der Hebammenschaft, der Pränatalstudien, der Forschungen zur Untersuchung psychologischer Geburtsvorbereitungen und Schwangerschaftsvorsorge, der Medizingeschichte und der Krankenhaussociologie. Die Teilnehmer dieses Workshops hatten

sich bereit erklärt, dem Projekt als Beirat zur Seite zu stehen. Das Projekt selbst sollte von fünf Personen unterschiedlicher Provenienz bearbeitet werden. Es hatte einen deutlichen Bezug auf die gegenwärtige Problemlage der Geburtshilfe.

Der Forschungsantrag wurde 1980 sowohl von der Stiftung Volkswagenwerk als auch von der Thyssen-Stiftung abgelehnt.

Bald nach meiner Berufung als Professor für Philosophie an die damalige TH Darmstadt gründete ich mit einer Reihe von Naturwissenschaftlern die Gruppe »Soziale Naturwissenschaft«. Diese Gruppe bemühte sich um »Wege zu einer Erweiterung der Ökologie«, weil sie nämlich zu der Auffassung gekommen war, dass die Ökologie als rein naturwissenschaftlich organisierte Forschungsrichtung nicht zur Bearbeitung der durch das Umweltproblem gestellten Aufgaben hinreiche. Da es sich bei der Umwelt um anthropogene Natur oder, wie wir sagten, sozial konstituierte Natur handele, ging es uns darum, ein wissenschaftliches Vorgehen zu entwerfen, das Natur sowohl als naturwissenschaftlichen wie auch sozialwissenschaftlichen Gegenstand betrachtete. Aus dem Kontext dieser Arbeitsgruppe heraus beantragte ich ein Forschungsprojekt mit dem Titel »Geschichte der anthropogenen Umweltveränderung Mitteleuropas (Stoffwechsel Mensch-Natur)«.

Dieses Forschungsprojekt hätte, 1981 beantragt, vielleicht das erste Projekt zur Umweltgeschichte in Deutschland werden können – in den USA gab es zu der Zeit schon derartige Forschungen. Es sollte bearbeitet werden von dem Biologen und Sozialökologen Engelbert Schramm. Das Ziel, das sich das Projekt gesetzt hatte, war eine erste Übersicht über die Geschichte der Naturzustände Mitteleuropas in Abhängigkeit von Wirtschafts- und Konsumformen. Ich zitiere die Zusammenfassung des Forschungsantrags:

»Im Forschungsvorhaben soll die Geschichte des Mensch-Natur-Verhältnisses für Mitteleuropa rekonstruiert und epochalisiert werden. Dabei soll vorwiegend auf »naturale« Quellen (Dokumente der Natur) zurückgegriffen werden. Aufgrund der Epochalisierung können Korrelationen zwischen gesellschaftlichen Zuständen und ökologischen Situationen erkannt werden. Auf der Basis der bewerteten Folgen unterschiedlicher menschlicher Eingriffe in die Natur soll eine Klassifikation der Eingriffsarten nach ökologischen und sozialen Kriterien erfolgen.«

Das Forschungsprojekt wurde 1981 von der Deutschen Forschungsgemeinschaft (DFG) und danach vom Umweltbundesamt abgelehnt.

Ebenfalls aus der Arbeitsgruppe »Soziale Naturwissenschaft« heraus stellte ich einen Forschungsantrag mit dem Titel »Sozial konstituierte Natur«. Fallstudie: Grundwasserressourcen im hessischen Ried.« Dieses Projekt sollte, eingebettet in die Arbeitsgruppe »Soziale Naturwissenschaft«, von dem Agrarsoziologen Horst Luley bearbeitet werden. Es hätte zur Aufgabe gehabt, den damals öffentlich viel diskutierten Fall des Hessischen Rieds einer integrierten sozial- und naturwissenschaftlichen Untersuchung zu unterziehen. Das Hessische Ried ist ein ursprünglich wasserreiches Gebiet der Rheinaue, in dem es durch sehr extensive Wasserentnahmen für die Versorgung des Ballungsgebiets Rhein/Main zu erheblichen Grundwasserabsenkungen bis hin zum Bruchfallen landwirtschaftlicher Flächen, Absterben von Auewäldern und Gebäudeschäden gekommen war. Die Art der Wasserentnahme entsprach nicht einfach einer Bedürfnisbefriedigung, sondern war auch durch Konzentrationsbewegungen in der Wasserwirtschaft und durch politische Verhältnisse mit bedingt. Es bot sich deshalb an, diese Gegend als einen sozial konstituierten Naturzustand darzustellen.

Der Forschungsantrag wurde von der DFG 1982 abgelehnt. Die Forschergruppe »Soziale Naturwissenschaft« löste sich aufgrund dieser beiden Ablehnungen auf. Mitglieder der Gruppe sind heute leitend in der sozial-ökologischen Forschung bzw. einer Umweltbehörde tätig.

In meinen universitären Vorlesungen zur Ethik hatte ich die philosophische Ethik kritisiert, weil sie die historischen und zivilisatorischen Kontexte, innerhalb deren ethische Diskurse geführt werden, nicht berücksichtigt und vor allem weil sie die Kluft, die zwischen moralischem Urteil und moralischem Handeln besteht, nicht bearbeitet. Ich begrüßte daher das Vorhaben des Philosophen und diplomierten Psychologen Dr. Robert Schurz, moralische Diskurse, wie sie im Alltag verlaufen, empirisch zu untersuchen. Ich stellte einen Forschungsantrag mit dem Titel »Moralische Alltagsdiskurse. Thema: Empirische Erfassung moralischer Alltagsdiskurse, um sie mit vorhandenen philosophischen Ethiken zu vergleichen. Entwicklung einer Theorie des normativen Wirksamwerdens philosophischer Ethik«.

Das Projekt sollte von einer Typisierung philosophischer Ethiken ausgehen, um mit einem von daher gewonnenen Raster moralische Argumente in Alltagsdiskursen zu identifizieren. Vorgesehene Methoden waren Interview, Beobachtung einer experimentellen Situation im Alltag und schließlich das Durchspielen moralischer Situationen in der Form des Soziodramas. Gerade diese Konfrontation philosophischer Ethik mit Empirie wäre eine fachliche Innovation gewesen. Ich zitiere aus der Zusammenfassung des Antrags:

»Das geplante Projekt versucht, die moralischen Diskurse des Alltags in ihrer spezifischen Struktur, Funktion und Begründungsrationalität empirisch zu erfassen und auf vorhandene philosophische Ethiken zu beziehen. Der Grundgedanke dabei ist die Evaluation der moralischen Grundströmungen in Hinblick auf ihre Kompatibilität mit dem moralischen Diskurs des Alltags. Diese Evaluation folgt der These, dass nur eine solche philosophische Ethik normativ wirksam werden oder zumindest als Orientierung dienen kann, wenn sie die Begründungsrationalität des ethischen Alltagshandelns nicht verfehlt.«

Dieser Forschungsantrag wurde von der DFG 1997 ebenso abgelehnt, wie später vom Hamburger Institut für Sozialforschung und der Thyssen-Stiftung.

Kann man die Situation verbessern?

Die Forschungsförderungsinstitutionen haben sich mittlerweile zu riesigen Bürokratien entwickelt. Ihnen steht der einzelne Forscher oder das Forscherteam als Antragsteller, um nicht zu sagen als Bittsteller gegenüber. Sie müssen sich vorgegebenen Rastern der Antragstellung fügen, ihre Forschungsideen auf Programme zurechtstutzen und sich bedingungslos dem Ja oder Nein der Institution unterwerfen. Die Mitbestimmung der Scientific community ist zumindest bei der DFG gut ausgebildet, doch auch hier wirkt sich das wissenschaftssoziologisch bekannte Faktum aus, dass es zwei Typen von Wissenschaftlerkarrieren gibt. Die einen wollen Ansehen über Forschung gewinnen, die anderen über Aktivität in Gremien und im Forschungsmanagement. Die Gutachtergremien der DFG, die ja nach Vorschlagslisten der Fachverbände besetzt werden, sind leider häufig durch die letztere Art von Wissenschaftlern besetzt. So ist es kein Wunder, dass es bei den wirklich aktiven Forschern ein ständiges Unbehagen in der Auseinandersetzung mit Vergabe-Institutionen gibt. Man hetzt von Antrag zu Antrag, von Bericht zu Bericht und ist bei aller Enttäuschung



und Demütigung doch immer froh, wieder ein Projekt zu landen. Und darauf ist man angewiesen, denn die Grundfinanzierung eines Hochschullehrers reicht unter gegenwärtigen Bedingungen in keinem Fall aus, Forschung zu treiben.

Muss man das alles so hinnehmen, lässt sich nichts verbessern? In der Architektur gibt es ein anderes System, das sich gegenüber dem reinen Antragswesen zumindest durch Öffentlichkeit auszeichnet: Ausschreibungen und Wettbewerbe. Etwas Derartiges täte dem Wissenschaftssystem auch gut. Freilich könnte man niemals alle Mittel auf diesem Wege vergeben, denn es muss ja gerade die Möglichkeit offen gehalten werden, dass Forschungsideen, die nicht von den Institutionen antizipiert sind, vorgeschlagen werden. Aber da die Vergabe-Institutionen häufig Schwerpunkte und Prioritäten haben, würde der Weg der Ausschreibung diese wenigstens öffentlich machen. Zum Teil ist dieser Weg auch schon beschritten worden. Wirklich neu wäre es, auch Wettbewerbe einzurichten. Diese hätten durch die Öffentlichkeit der Konkurrenz auch den Vorteil, dass die Konkurrenten voneinander lernen könnten bzw. – wie es bei Architekten durchaus auch geschieht – dass Konkurrenten in der Ausführung dann zusammenarbeiten.

Der Vorschlag, den ich eigentlich machen möchte, ist, alle abgelehnten Forschungsanträge als solche zu veröffentlichen. Dafür müsste von allen Vergabe-Institutionen in der BRD eine gemeinsame Instanz geschaffen werden. Der Nutzen einer solchen Dokumentation abgelehnter Forschungsanträge wäre außerordentlich. Zunächst für den Antragsteller selbst. Er würde seine Ablehnung nicht im Privaten verarbeiten müssen, sondern in gewisser Weise eine öffentliche Genugtuung erfahren. Er könnte zeigen: Dies wollte ich machen, diese Idee hatte ich, aber leider war das Geld dafür nicht da.

Mein Vorschlag: alle abgelehnten Forschungsanträge sollten veröffentlicht werden.

Noch größer dürfte der öffentliche Nutzen sein. Durch die Veröffentlichung abgelehnter Forschungsanträge würde nämlich die innere Rationalität der Entscheidung über Forschungsanträge erheblich erhöht. Auch wenn – was ich für richtig halte – die Vergabe-Institutionen weiterhin

keine Gründe für ihre Ablehnung angeben müssten, würde der Legitimationsdruck auf sie erhöht, denn sie müssten öffentlich dazu stehen, dass sie diese oder jene Forschung nicht ermöglicht haben.

Dass bekannt würde, was nicht erforscht werden konnte, wäre für das Wissenschaftssystem im Ganzen von außerordentlicher Bedeutung. Die Wissenschaftsgeschichte wird in der Regel als Sieggeschichte geschrieben, das heißt von den Erfolgen und den Entwicklungen her, die faktisch eingetreten sind. Was möglich gewesen wäre und was ins Abseits gedrängt wurde, wird auch historisch vergessen. Nur ganz selten kann man im Rückblick die Konsequenzen solcher Verdrängungen erkennen. So ist die von Virchow entworfene Sozialmedizin durch den Misserfolg der Revolution von 1848 in ihrer Entwicklung etwa ein Jahrhundert verzögert worden. So kann man heute sagen, dass das Missverhältnis zwischen Kernenergie und erneuerbaren Energien in Bezug auf ihre Rentabilität eine Folge davon ist, dass die Kerntechnologie in der Bundesrepublik über Jahrzehnte mit Milliarden gefördert wurde, die Technologien zur Gewinnung von Sonnen- und Windenergien und Ähnliches im Verhältnis dazu aber fast gar nicht. Unter Berücksichtigung dieser Tatsache müsste Atomstrom heute eigentlich als subventionierter Strom betrachtet werden. Es dürfte entsprechende Missverhältnisse im Bereich der medizinischen Forschung geben.

Wenn nun abgelehnte Forschungsvorhaben veröffentlicht würden, so würde

- erstens die darin enthaltene Forschungsidee ebenso Bestandteil der weiteren Wissenschaftsentwicklung sein wie die tatsächlich ausgeführten Forschungen;
- zweitens hätte der Antragsteller auf diese Weise die Chance, einen Sponsor zu finden, der sich gerade für diese Forschungsidee interessiert und auf den der Antragsteller vielleicht nie von sich aus gekommen wäre;
- drittens würden die in jedem Forschungsantrag in der Regel enthaltenen erheblichen Vorarbeiten für andere Forschungsanträge oder für eine spätere Wiederaufnahme gerade dieses Forschungsvorhabens zur Verfügung stehen;
- viertens könnte – vermittelt über den Wissenschaftsjournalismus – in der Gesellschaft ein Bewusstsein dafür entstehen, was nicht erforscht wird.

Ferenc Miszlivetz

Die zerbrochenen Gütesiegel

Bericht aus Ungarn

Als ich von meiner amtlich genehmigten Studienreise aus England nach Budapest zurückkehrte, empfing mich die genehmigende Obrigkeit am Flughafen Ferihegy: Meine privaten Sachen wurden bis ins Kleinste untersucht, Listen über gefährliche Gegenstände (mehrere Dutzend Bücher, Briefe, Handschriften begonnener Artikel) wurden angefertigt. Die Liste musste von mir unterschrieben werden, dann ließ man mich – ohne die wichtigen Materialien – meines Weges ziehen. »Die mitgebrachten Bücher sind unerlässlich für meine Forschungen und zu Hause unerhältlich, meine persönlichen Aufzeichnungen und Privatbriefe dagegen gehen niemanden etwas an«, hätte ich gerne argumentiert. Aber ich sagte es nicht, weil ich wusste, dass hier die Götter entscheiden.

Diese Zeit erscheint heute Lichtjahre entfernt, die Erinnerung daran ruft einen Albtraum ins Gedächtnis zurück. Experten und Intellektuelle, Vertreter der angewandten, praktischen Wissenschaften reisen heute ebenso ungehindert wie gesellschaftskritische Moralisten oder aktive Mitglieder internationaler Körperschaften; sie unterrichten und forschen im Ausland und kehren, wann immer sie wollen, nach Hause zurück. Für die früher auf mehrfache Art unterdrückten Gesellschaftswissenschaften ist es das einst erträumte Eldorado. Allerdings nur unter bestimmten Bedingungen und mit Einschränkungen. Um Bücher kaufen zu können, braucht man Geld, viel Geld. Die inländischen Bibliotheken sind nicht gerade überschüttet mit Fachliteratur. Nur wenige Wissenschaftler bekommen Einladungen in angesehene Universitäten, und die im Lande Gebliebenen sind gezwungen, Dritt- oder Viertstellen anzunehmen, um sich ein mittleres Einkommen zu sichern. Selbst wenn sie die Möglichkeit zu fremdsprachigen Veröffentlichungen hätten, bliebe ihnen nur wenig Hoffnung, auf dem Weltmarkt wettbewerbsfähige Werke zu schaffen. (Was den wenigen Kollegen, die sich auf dem Weltmarkt ein Plätzchen erobern konnten, vermutlich auch nicht gefallen würde.)

Unter der kommunistischen Herrschaft fand die von der Partei, von Behörden für innere Angelegenheiten und wissenschaftlichen Oberbehörden in Abhängigkeit und unter der Fuchtel gehaltene Intelligenz ständig neue Hintertürchen, um ihre eigene Sprache zu entwickeln. Nach den Säuberungen und Entlassungen der 70er Jahre hatte die ideologische Kontrolle über Wissenschaft nachgelassen, Mitte der 80er Jahre wurde sie weiter minimiert. Der Widerstand der Gesellschaftswissenschaften gegen das System, das nur noch wenigen Menschen Perspektiven bot, wuchs. Kritische Einstellung gegenüber den Mächtigen wurde richtungweisend, und das Recht, auf Gebieten zu veröffentlichen, die nicht explizit verboten waren, erhöhte den geistigen Blutkreislauf. Dabei entwickelte sich auch das innere Wertesystem der Gelehrtengesellschaft. Natürlich gab es Rivalitäten (wann gab es die nicht?), aber die herrschende Diktatur führte zu einer hochgradigen Solidarität, es entfaltete sich ein selbstgesteuertes, vielseitiges, kritisches intellektuelles Leben, das durch die Orientierung auf Wertvorstellungen charakterisiert war; wissenschaftliche Produktion hatte einen klar erkennbaren Fokus: »Wir wussten, wer wie viel wert war«, sagte der Historiker und ungarische Übersetzer des Korans, Róbert Simon.

Die Dissidenten waren Kinder einer in Disziplinen gedrängten Natur- und Geisteswissenschaft und – wenn auch nicht gleichförmig – im Aufschwung begriffen: Die bis zur Unkenntlichkeit verunglimpfte Philosophie kehrte ab Ende der 60er Jahre langsam ins Leben zurück. Lukács wurde durch seinen Parteiausschluss zum Mythos; seine Studenten formulierten im Gegensatz zum diktieren Optimismus die neuen Zweifel an der Idee von »Weltrevolution« der 60er Jahre, durch die das Interesse an Philosophie erneut aufflammte.

Zwar mussten wegweisende Soziologen wie István Kemény und seine Studenten ihre Forschungen über



Der Anfang war vielversprechend. Das Jahr 1989 brachte die Hoffnung und das Versprechen auf Umwandlung, Öffnung und Demokratisierung des akademischen Lebens.

Zigeuner und Armut Mitte der 70er Jahre aufgeben (im Sozialismus gab es Probleme dieser Art offiziell nicht) und zum größten Teil das Land wegen mangelnder Arbeitsmöglichkeiten verlassen, aber ihre Arbeit fand Nachfolger. Die wert- und kultursociologischen Untersuchungen sowie die internationalen Vergleichsanalysen von Hankiss und Vitányi wurden weit über die Grenzen Ungarns hinaus anerkannt, Konrád/Szelényi leiteten mit ihrer kritischen Bearbeitung der Rolle der Intelligenz eine (bis heute) nicht endende Reihe von Debatten ein. Eines der favorisierten Fächer dieser Zeit war die Wirtschaftsgeschichte, in der das Autorenpaar Berend/Ránke auf soliden empirischen Grundlagen die Wallersteinsche Weltsystemtheorie auf mittel- und osteuropäische Verhältnisse übertrug. Die Anwendung der Weltsystem- und Abhängigkeitstheorie auf Osteuropa riss die gesellschaftswissenschaftliche Denkweise aus ihren gewohnten, konventionellen Gleisen. Tamás Szentés theoretische Arbeiten und die durch seine Studenten herausgegebene Reihe über Entwicklungsstudien waren nicht nur neue Farbtupfer im wissenschaftlichen Leben, sie bedeuteten den Beginn einer neuen, kritischen Sichtweise: des globalen Denkens. István Bibó hatte große Wirkung auf die Entfaltung neuer politiktheoretischer und politikwissenschaftlicher Perspektiven; das zu seiner Ehre herausgegebene Gedenkbuch vereinigt wie mit einem Zauberstab die verschiedensten Strömungen der ungarischen Intelligenz. In der Sozialökonomie gründeten Andreás Bródy und János Kornai Schulen, die in den 70er und 80er Jahren ein internationales Echo hervorriefen; unter den Historikern ist in erster Linie Jenő Szűcs mit seinen Studien über die drei europäischen Geschichtszonen hervorzuheben.

Die erwähnten Autoren haben, indem sie ohne Ausnahme die starren Grenzen der Disziplinen überschritten, einen intellektuellen Reifungsprozess in Gang gebracht, der geistige Selbständigkeit und Möglichkeiten der kreativen Weiterentwicklung von Wissenschaft andeutete. Diese hervorragenden Leistungen waren wegweisend und bildeten einen inneren Maßstab.

Gegen Ende der 80er Jahre gab es zweifellos eine Orientierung nach Westen: Manch einer hoffte, manch einer

fühlte das Herannahen der dramatischen Veränderungen. Leistung wurde wichtiger, aber neben den fachlichen blieben die moralische Kriterien der Qualität wichtig. Der »Anschlusszwang« an den Westen verlor in Kreisen der Intelligenz an Bedeutung. Zur gleichen Zeit gaben die sozialistischen Obrigkeiten mit der ideologischen Strenge auch die Strafmaßnahmen gegenüber der »schaffenden Intelligenz« langsam auf. Der Direktor des Soziologischen Instituts lud mich einige Monate nach dem Vorfall auf dem Flughafen in sein Zimmer und zeigte auf seinen Schreibtisch. Dort lagen, sorgfältig zusammengestellt in der Reihenfolge meiner Liste, alle Bücher, Briefe und unabgeschlossenen Handschriften, die man mir weggenommen hatte. Oben auf das Paket hatte die humorvolle Obrigkeit noch ein großes Bündel Schreibpapier gelegt. Vielleicht dachten sie, es lohne sich, dass ich beende, was ich angefangen hatte.

Das Jahr 1989 brachte die Hoffnung und das Versprechen auf Umwandlung, Öffnung und Demokratisierung des akademischen Lebens. Die ideologischen Schranken verschwanden tatsächlich, philosophische und geisteswissenschaftliche Lehrstühle der Universitäten sahen neue Gesichter. Der Anfang war viel versprechend: Im Dezember 1990 verkündete Professor Kosáry, Präsident der Ungarischen Akademie der Wissenschaften, im Interesse der »weiteren Einebnung der Unterschiede zwischen Ungarn und Westeuropa auf dem Gebiet der Oberstufenausbildung und fachlichen Weiterbildung« ein Bildungsprogramm. Das mit »Die Renaissance der Wissenschaft in Ungarn« betitelte Dokument besagte, dass die Voraussetzungen für eine auf wissenschaftlichen Forschungen basierende postgraduelle Bildung geschaffen werden müssen. Es war ein klares Programm, das zur bestmöglichen Zeit verkündet wurde. In dem Dokument wurde festgestellt, dass »dem komplizierten und veralteten System ... ein neues, einfacheres und wirkungsvolleres System gegenübergestellt werden muss«.

Die dort versprochene Koordination und Integration von postgradueller Ausbildung, Lehrstühlen an Universitäten und Instituten der Ungarischen Akademie der

Wissenschaften hätte eine grundlegende qualitative Änderung herbeiführen können. Leider bewiesen jene, die am Erhalt alter Strukturen interessiert waren, größere Kraft als die Reformer. Anstelle des Zusammenwachsens und eines sich gegenseitig stärkenden Forschungs- und Bildungspotenzials erhielt sich die institutionelle Separierung nach bolschewistischem Vorbild. Das steinalte System der akademischen Hierarchien mit einem Apparat, der primär Lobbys bedient, lebte weiter. Im Diskurs der Akademie über eine institutionelle Reform tauchte zwar – eingebracht von Soziologen – der Gedanke an kleine, autonome, kooperative Centren auf, aber schließlich siegte die Tendenz zur neuerlichen Zentralisierung. Das veraltete und eingefrorene System erinnert an einen Aphorismus József Antalls, des verstorbenen Ministerpräsidenten: »Hätten sie doch eine Revolution gemacht!« Sie fand nicht statt, und so mussten zum Beispiel auch in den 90er Jahren weiterhin Hunderte die ehemals für den akademischen Grad des Doktors erforderliche Prüfung in der russischen Sprache ablegen; selbstsicher verkündete man öffentlich: Es interessiert uns nicht, ob sie etwas können, sondern ob sie Papiere darüber haben. Diese fatale Mentalität ist ein fruchtbarer Boden für Korruption, und sie lebt gerade dort weiter, wo sie am dringendsten hätte beseitigt werden müssen.

Für viele bedeutet das zwar schlecht bezahlte, aber funktionierende System Schutz und Prestige. Die Atmosphäre der alten und neuen Intrigen lässt wenig Hoffnung, dass Forschung und Ausbildung von konsistenten, inhaltlich definierten Qualitätskriterien bestimmt werden könnten. Mechanismen der Selbstbestätigung, gefärbt mit neuen politischen Verbindungen, formen Handeln und Bräuche, die an die alte Ordnung erinnern und die sich in Parolen wie »auf in die EU und Orientierung nach Westen« spiegeln. Dieses System unterstützt die Entstehung semiperipherer Gesellschaftswissenschaft, die im Auftrag arbeitet, als Unterauftragnehmer bei ausländischen oder internationalen Forschungsprojekten aushilft und vorgegebenen Modellen folgt.

Die Wissensverbraucher dieser Welt – einschließlich der osteuropäischen Welt – müssen sich daran gewöhnen, dass die Wirklichkeit nur im Plural gebräuchlich ist.

Die Spitzen des Wissenschaftssystems sehen in dieser Kontinuität insofern eine positive Entwicklung, als sie der Meinung sind, es habe – von einigen Ausnahmen abgesehen – auch schon vor der Wende Forschungsfreiheit gegeben. Ihrer Auffassung nach hat 1989 der Gesellschaftswissenschaft deshalb auch keine Horizonterweiterung gebracht. Es gab höchstens einen Paradigmenwechsel: Die beispielgebende Geisteselite hat mit ihrem Bezugssystem in den 90er Jahren ihre kritische Einstellung verloren. Die Diskussion über Qualität ist heute vom Markt und von Verkäuflichkeit bestimmt.

Diese Entwicklung gibt nicht nur den Pessimisten Argumente an die Hand. Der Physiker und Generalsekretär der Ungarischen Akademie Norbert Kroó meint, dass internationale Herausforderungen und Kooperationsprogramme nach und nach die Möglichkeit und den Zwang für die Durchsetzung und Anerkennung von internationalen Standards schaffen werden. Tatsächlich zeichnet sich ab, dass gemeinsame Programme sukzessive zu einer Annäherung der Standards führen. Man weiß, dass Wissenschaft nicht in nationalen Grenzen verharren darf; auch die wissenschaftliche Kreativität der Ungarn und der Mitteleuropäer kommt heute nur noch im Rahmen der sich ebenfalls wandelnden internationalen oder EU-europäischen Systeme zur Geltung. Dazu bedarf es starker und schneller Veränderungen der Wissenschaftssysteme, denn die komplexen Probleme erfordern flexible und wirksame Strukturen, kooperative oder miteinander diskutierende Werkstätten, einen Dialog zwischen Wissenschaftlern und Nicht-Akademikern und Mechanismen, die eine Rückmeldung über Erfolge oder Misserfolge gewährleisten. Aber noch fehlen dafür die vermittelnden Organe, fehlt die Überzeugung und ein durchdachtes Konzept.

Die Entwicklung weist auf ein nahes Ende des hierarchisch organisierten, »von oben« akkreditierten Wissens der Monokratie hin. Staatliche Strukturen und die Reproduktion von »main-stream-knowledge«, ohne jegliche Kooperation mit Experten, die es auch außerhalb der



etablierten Institutionen gibt, wird immer absurder und unerträglicher. Sicher ist, dass die Gesellschaftswissenschaften nicht mehr an früheren Maßstäben gemessen werden können. Die Zeit ist reif für eine Nutzung des Wissens dieser Fachleute und ihre Interpretationen von Prozessen. Sie konkurrieren mit dem Mainstream, sind vielschichtig und existieren unabhängig von unseren gewohnten Zuordnungen. Das Interesse und der Bedarf an ›Neuem Wissen‹ wächst; die Frage, wo wir es herholen, stellt sich auf der globalen Ebene. Nach dem Rollenwechsel des Staates – gepaart mit seiner Schwäche und seinem Legitimationsverlust – wird es unausweichlich, dass auch die angehäuften, noch nicht zur ›Wissenschaft‹ konvertierten Erfahrungen von Bürgerorganisationen, Bewegungen und Non-Governmental-Organisations, die auf gesellschaftlicher sowie kultureller Ebene immer mehr an Bedeutung gewinnen, genutzt werden. Leider ist diese Art von Kooperation in Ost- und Mitteleuropa noch sehr selten; viele gesellschaftliche Initiativen oder Bürgerorganisationen wirken im Verborgenen. Ihre Erfahrungen, Kenntnisse, Statistiken und Verbindungsnetze könnten der Impuls für eine neue kritische Gesellschaftswissenschaft sein. Ob wir an das Versagen der Politik, an Sozialpsychologie oder den mit Zyanid verseuchten Fluss Theiss denken, die acht bis zehn Millionen, hauptsächlich in Ost- und Mitteleuropa an die äußersten Grenzen der Zivilisation gedrängten Zigeuner oder die Konsequenzen des jugoslawischen Krieges im Auge haben – es wird immer deutlicher sichtbar, dass konventionelle Formen der wissenschaftlichen Annäherung der Komplexität der Erscheinungen nicht gerecht werden, und das bedeutet: wir verstehen sie nicht wirklich.

Das Durcheinander auf dem – eindeutige Antworten fordernden – Wissens- und Informationsmarkt lässt sich nicht übersehen. Die Wissensverbraucher dieser Welt – einschließlich der osteuropäischen Welt – müssen sich daran gewöhnen, dass die Wirklichkeit nur im Plural gebräuchlich ist; die Philosophen und Liebhaber idyllischer Landschaften sind gezwungen, bei ihrem Spaziergang Maschinengewehrgeknatter, vergiftete Flüsse und radioaktivverseuchte Felder einzukalkulieren. Vorausgesetzt, sie gehen das Risiko der Fortbewegung ein. Wer die Wissenschaftszweige immer noch getrennt betrachtet, muss erkennen, dass die strahlendsten Hypothesen, geistreichsten Blickpunkte und originellsten Ideen aus der Berührung mit den Grenzfurchen der traditionell aufgeteilten Wissenschaftszweige resultieren. Das ›Neue Wissen‹ wird

durch die Ansprüche der sich globalisierenden, integrierenden und desintegrierenden Gesellschaften entstehen. Sein Gütesiegel wird eigenen, mit den neuen Voraussetzungen sich erst entwickelnden Gesetzen entsprechen müssen. Vermutlich beginnt, sobald sich solch ›Neues Wissen‹ entwickelt, auch der Prozess, mit dem es in Boxen, Fachdisziplinen und Ressorts gestopft wird; das allerdings sollte dem Reiz der Aufgabe keinen Abbruch tun.

Mit abnehmender Fähigkeit des Staates zur Lösung vorhandener Probleme und wachsender Unverantwortlichkeit in der Handhabung neu entstehender Konflikte in peripheren, schwer zugänglichen Teilen der Welt, nehmen potenziell die Erwartungen gegenüber Formen der Wissenschaft zu, die verantwortungsbewusst Wissen produzieren: als moralische Forderung und als Anspruch bei der Suche nach einer guten – einer guten! – Gesellschaft.

Dieser Anspruch ist ein Erbstück aus den Reformhoffnungen nach 1989, auch wenn er in den sich demokratisierenden Ländern kaum etablierbar ist. Der Staat und die von ihm abhängigen ›autonomen‹ Institutionen können weder Verantwortung übernehmen noch Geld dafür zur Verfügung stellen. Nichtsdestotrotz drücken sie mit unveränderter Lust und dem Anspruch auf die Definitionsmacht der Wissenschaft das alte Siegel auf. Im Umfeld der neuen Herausforderungen sowie rapiden Änderungen wird sich dieser Anachronismus nicht mehr lange halten. Falls doch, so nur als Parodie von Wissen und Wissenschaft. Das alte Gütesiegel wird durch die neuen Tatsachen ständig aufgebrochen, das neue glänzt noch nicht.



Christoph Kehl

Studentische Träume an der Massenuniversität

Der Studentenstreik war gerade beendet und die Barrikaden standen noch, als ich 1998 aus Zürich nach Berlin kam. Mit Schaudern lauschte ich den Erlebnisberichten und Anekdoten, die die Rückkehr zur Normalität und die mentale Verarbeitung des Streiks begleiteten. Mittlerweile bin ich selber ein Bestandteil des deutschen Universitätsalltags, der sich wieder träge eingenistet hat.

Ich kam als Umweltwissenschaftler nach Deutschland. In meinem ersten Studium hatte eine feste Struktur den Stundenplan weitgehend vorgegeben und termingerechte Leistung verlangt. Die Professoren hantierten mit ausgeklügelten Punktesystemen, um mich zur Arbeit anzuhaken: Am Gängelband wurden die Studenten durch das Studium geführt. Wer ausscherte, wurde von der professoralen Aristokratie milde belächelt. Wie soll der Neuling auch wissen, was ihm in seinem Fach gut tut? Dankbar billigte ich damals die Bevormundung, die mich Ohnmacht und Schwäche des akademischen Frischlings vergessen ließ und mich mit einer konkreten Zukunftsaussicht entschädigte.

Als ich mein Studium beendet hatte, war ich damit nicht zufrieden und suchte die akademische Freiheit, die mich Lerninhalte selbst bestimmen und mir Platz für eigene Denkbewegungen lassen würde. Das Studium der Philosophie schien mir dafür besonders geeignet, weil ich dachte, in ihm seien eigenständige Wissensaneignung und kritisches Denken besonders gefordert. Mein Wunsch war es, an der Universität Experten zu finden, die mich die Gedanken von Kant, Hegel und Adorno aus verschiedenen Blickwinkeln betrachten lassen und mir erklären, wieso sie, die Experten, einen bestimmten Standpunkt eingenommen haben – und die mir dann die Freiheit geben, mir eine eigene Meinung zu bilden.

Erwartungsvoll trat ich meinen ersten Studientag in Deutschland an und nahm die Handbücher und Begrüßungsformeln lächelnd entgegen, blätterte im Vorle-

sungsverzeichnis und begann die Stirn zu runzeln, als ich Folgendes las:

»Die klassische Sprachkritik im Rahmen transzendenter Reflexion hat ihren Angelpunkt sicherlich in dem Kantkritischen, sprachphilosophisch orientierten Dreigestirn Herder, Hamann und Humboldt: Sprache bestimmt sich hier als ... gleichsam Ergon und Energeia, d. h. als ursprüngliche Möglichkeit von Ausdruck und Verstehen im Sinne von Produzieren und Rezipieren von Sinn (Humboldt), wobei bekanntlich Humboldt bereits so weit die Idee der transzendentalen Sprachphilosophie entfaltet, dass er die begrenzten faktischen Einzelsprachen – Sprachspiele – in reflexive Spannung setzt zur Sprache als ›gemeinsame Natur des Menschen‹.«

So lautete die Beschreibung eines Proseminars zu Wilhelm von Humboldts Sprachphilosophie – und nach ähnlichen Beispielen musste ich nicht lange suchen. Die Professoren wussten offensichtlich nicht, dass mir genauere Kenntnisse zu ihren Seminarthemen verwehrt waren. Welchem anderen Zweck soll denn aber ein Proseminar dienen, als den Neuling in eine ihm fremde Thematik einzuführen? Ist das wissenschaftliche Objektivität?

Ich hatte mich an den Dauerbrennern der deutschen Philosophiegeschichte bereits vor meinem Studium geübt, aber ein schwerblütiger Geist, der sich in verwinkelter und tiefsinniger Sprache ausdrückte, hatte mich ratlos gemacht. In meinem Philosophiestudium sollte das anders werden, davon war ich überzeugt. Die Professoren würden mich lehren, wie dem Denken hinter dem Philosophenjargon auf die Spur zu kommen ist. Das Unverständliche, das mich an den Texten der Großen noch fasziniert und herausgefordert hatte – im Vorlesungsverzeichnis wirkte es auf mich abstoßend. Dadurch war ich immerhin gewarnt. Konnte ich Aufklärung von Professoren erwarten, die anscheinend nicht willens oder fähig waren, mir das Thema ihres Proseminars in einer verständlichen Sprache schmackhaft zu machen?





Meine Befürchtungen wurden allzu oft bestätigt. Schlechte Seminare sind häufig und zeigen meist folgenden Verlauf: Das einleitende Referat über die erste Textpassage misslingt. Der Student verschleierte, dass er vom Text nichts verstanden hat, indem er ihn einfach nacherzählt. Das ›Numinose‹ oder die ›mystische Häresie‹ schweben wie Luftblasen durch den Raum und zerplatzen ins Nichts. Die Zuhörer langweilen sich, viel zu lange zieht sich das Kauderwelsch hin. Das Ende des Referats feiert man mit befreiendem Beifall. Daraus lässt sich schon schließen, dass es um den didaktischen Ehrgeiz des Professors nicht zum Besten bestellt ist. Wie sonst soll ich mir erklären, dass er ohne merkbare Reaktion schlechte Referate in seiner Lehrveranstaltung duldet?

Seine fachliche Kompetenz leuchtet hingegen auf: der Dozent demonstriert sein Wissen virtuos im Jargon seines philosophischen Vorbilds. Ihm gewachsen zeigen sich in der folgenden Diskussion nur wenige Studenten; die verständnislose Mehrheit wird dem Jargon geopfert.

Der angeberische Habitus regiert die Seminare und offenbart, wie die Fachsprache den Laien degradiert. Ich habe keine Wahl: ich wehre mich dagegen, indem ich ebenfalls die Federn spreize und meine Kritik zurückhalte.

Noch hoffe ich, dass die Philosophie keine Fachsprache ohne Substanz ist. Trotzdem verstärkt sich dieser Verdacht, sobald sich der Professor in einem Proseminar nicht bereit oder imstande zeigt, mir eine Brücke zu bauen. Könnte er sich den Studenten nicht als kritischer Gesprächspartner zeigen, Vernebelungstaktiken offen legen und die Alternativen benennen? Und ich wünsche mir, dass er mir erst denken hilft, bevor ich wie ein Philosoph spreche. Wie sonst soll ich mir die Frage stellen, ob hinter der hermetischen Sprache der Weltgeist steckt, den sie vorzugeben scheint?

Ich war überrascht, wie viel Dogmatik sich in einem philosophischen Institut einnisten kann. Der Diskursethiker schimpft über den Sprachphilosophen – und der Hegelianer lästert über den Kantianer. Jeder Professor hat seine Gefolgsleute, und diskutiert wird nur innerhalb der einzelnen Hierarchiegruppen – man weicht einander aus. Im einen Zimmer sitzt der Hermeneutiker, im anderen der Heidegger-Spezialist und im dritten der Wissenschaftstheoretiker. Jeder von ihnen hat sich in seine Trutzburg zurückgezogen, von der aus er die Ebene beherrscht. In jedem Seminar sitze ich einem Experten gegenüber; und in jedem Seminar muss ich mich neu gegen seine Definitionsmacht behaupten, die mir einen Röhrenblick

aufzwingen will. Kritisches Denken, so der Eindruck nach vier Semestern, macht offensichtlich vor dem eigenen Garten halt. Man unterhält sich miteinander auf dem Papier und scheut sich, etwas von seiner Persönlichkeit preiszugeben. Im abstrakten Himmelsgewölbe der Wissenschaft zieht jeder Stern einsam seine Bahn.

Kopf voran und neugierig habe ich mich in eine neue Welt geworfen, in der (fast) alles erlaubt zu sein schien und in der ich keine Grenzen erkannte. Nach den ersten Erfahrungen merkte ich, dass mir Irrlichter vor der Nase flackern. Der Professor verlangt eine ›wissenschaftliche‹ Hausarbeit – und ich frage mich, was er damit meint. Habe ich seinen Wunsch erfüllt, wenn ich möglichst kompliziert schreibe? Oder fordert er von mir, dass ich seinen Standpunkt genau wiedergebe? Oder ist es eine große Menge an Zitaten, die ›Wissenschaftlichkeit‹ auszeichnet? Der eine verlangt eine strukturierte und argumentativ aufgebaute Arbeit, der andere liebt ausuferndes Schreiben. Ich will dem Professor gefallen, schließlich weiß ich, dass ich mir in der Anonymität Sympathien schaffen muss; dabei hilft mir eine genaue Beobachtungsgabe, die ihm die Wünsche von den Lippen abliest. Er nimmt als selbstverständlich, dass wer aufmerksam sein Seminar besucht hat und die deutsche Sprache beherrscht, die Hausarbeit ohne große Mühe schreiben wird. Jedoch sind die ersten ›wissenschaftlichen‹ Schritte auf dem Papier eine Kraftprobe, mit der ich zwischen meinem Wunsch nach Anerkennung, kreativem Interesse und verschwommenem wissenschaftlichem Anspruch schlichten muss. Es ist leider die Regel, dass meine Mühe von den Professoren nicht belohnt wird und sie die Arbeiten meist mit einigen nichts sagenden Bemerkungen retournieren. Sie bestrafen mit ihrem Verhalten indirekt jeden Studenten, der die Hausarbeit ernst nimmt und viel Zeit in sie investiert. Wenn ich mit meinem Geschriebenen alleine bin, wird die Arbeit mir zur lästigen Pflichtübung; was nützt mir so eine gute Note? Es ist für jeden Professor eine Selbstverständlichkeit, dass kreatives Denken und die Begabung, gute Fragestellungen zu finden, eine Grundvoraussetzung guter Wissenschaft ist – umso erstaunlicher ist es, mit welcher geringer Aufmerksamkeit die Hausarbeiten abgetan werden: sie wären der studentische Übungsplatz, auf dem diese Fähigkeiten entwickelt werden könnten, wenn denn die Professoren als kritische Leser unterstützend auftreten würden. An amerikanischen Universitäten gehört ›Kreatives Schreiben‹ zum Standard-

lehrplan. Wird in Deutschland von den Studenten erwartet, dass sie viele Begabungen eines guten Wissenschaftlers schon zu Studienbeginn vorweisen können?

Der Student, der sich seinen freien Geist bewahren will, hat einen schweren Gang vor sich. Jeder Jargon, jeder Dogmatiker locken ihn in die Hörigkeit.

Klagen hilft wenig, und ich sehe ein, dass für ein befriedigendes Studium der Student selbst verantwortlich ist. Die akademische Freiheit lässt ihm die Zeit für neue Wege: Zum Beispiel können außerhalb der universitären Mauern studentische Arbeitsgruppen oder Lesezirkel dem Geist neues Leben einhauchen. Alles, was es dazu braucht, ist Initiative und ein wenig Kreativität. Leider nutzen die meisten Studenten solche Chancen nicht: Sie jammern und finden sich mit dem Status quo ab. So erhält das System sich selbst.

Wie müsste meine Universität beschaffen sein? Ginge ich doch besser nach Amerika – weg von der deutschen Massenuniversität, hin zur amerikanischen Eliteuniversität? Dahin, wo die Welt noch heil ist? Die Vorteile des amerikanischen Systems scheinen auf der Hand zu liegen: kleine Seminarklassen, kurze Ausbildungszeiten, zielorientierte Studenten und begeisterte Wissenschaftler. Nomen est Omen – den Kampf gegen die Elite scheint die Masse im Vorhinein verloren zu haben.

Der Blick gen Westen hat in Deutschland die Universitätsdiskussion neu belebt. Mit kurzen Studienzeiten, einem klar vorgegebenen Studienverlauf und einer ständigen Lernkontrolle soll dem Massenproblem der Garaus gemacht werden. Aber innerhalb der Massenuniversität kämpfe ich nicht in erster Linie mit der Masse, sondern mit einer selbstgefälligen Elite; mit einer Aristokratie, die sich ihre Standards von Generation zu Generation zuschiebt und schon lange vergessen hat, dass die Philosophie nicht von Lösungen, sondern von der (selbst-)kritischen Auseinandersetzung lebt. In der Schulbank bin ich dem wissenschaftlichen Establishment auf Gedeih und Verderb ausgeliefert. Die Eliteuniversität ist für mich keine Lösung.

Natürlich frustrieren die Begleitumstände der Massenuniversität Professoren wie Studenten gleichermaßen. Die einen müssen den Spagat zwischen ihrer Forschung und einer Lehre bewältigen, die in der diffusen Masse zu versickern scheint; die anderen kämpfen mit Professoren, die das Gefühl für die Persönlichkeit des einzelnen Studenten verloren haben – und um Sitzplätze in stickigen

Räumen. Die Luft an der Universität riecht schlecht, und das stachelt nicht zu Leistung an. Viele Studenten weichen dem Anspruchsvollen aus und machen ihre Scheine bei den Dozenten, die die geringsten Anforderungen stellen; sie verlieren die Begeisterung für ihr Fach und entfremden sich von der Universität. Und viele Professoren kommen angesichts einer formlosen Masse schon gar nicht mehr auf die Idee, ihr didaktisches Geschick infrage zu stellen; sie widmen sich lieber ihrer Forschung.

Trotzdem: Ich habe auch Professoren erlebt, die den Kontakt zu den Studenten suchen, mit ihnen über Wünsche und Ziele reden und versuchen, ihre Erkenntnisse auch in den Seminaren umzusetzen. Sie erproben neue Seminarkonzepte, die den Studenten zu eigener Denkarbeit in mündlicher oder schriftlicher Form auffordern. Sie kommen meinem Ideal eines Professors nahe, der Wissenschaftler und Wissenschaftslehrer gleichzeitig ist.

Als Teilnehmer solcher Seminare konnte ich spüren, dass der Professor mich nicht als lästige Beigabe seiner Universitätslaufbahn empfindet: er nimmt mich ernst. Es ist für ihn selbstverständlich, dass er durch die Auseinandersetzung im Seminar selber dazulernt – als Wissenschaftler wie auch als Lehrer. Er tritt als Lehrer auf, der seine Autorität dazu benutzt, schablonenhaftes Denken und den aufgesetzten Habitus bloßzustellen. Und er zeigt sich als Wissenschaftler, der seine eigene Lehrmeinung ins Seminar einbringt und auch die Gründe zeigt, die ihn dahin geführt haben – ohne dabei die Argumente zu unterschlagen, die seiner Meinung widersprechen. Er ist kein ferngesteuertes abstraktes Gebilde, sondern eine wissenschaftliche Persönlichkeit, die ihre ›Gefühle‹ zeigt und zu der ich Vertrauen aufbauen kann: Im Wissenschaftslehrer finde ich so einen Menschen, über den ich mich in einer mir fremden Gesellschaft sozialisieren kann. Nicht das ›wahr!‹ oder ›falsch!‹ beherrscht seine Seminare, sondern die kritische Kreativität, die meine Fragen wie mein Zuhören gleichermaßen herausfordert. Der Lehrer hat sein Ziel erreicht, wenn er in mir Interesse am Stoff und Lust am Engagement weckt.

Wenn die Professoren solchem Beispiel folgten, wenn man sie in den kleinen Seminarklassen Amerikas wirken ließe und den schwerblütigen deutschen Weltgeist mit einer Prise englischen Humors und südländischem Temperament würzte: fertig wäre sie, meine deutsche Traumuniversität – vielleicht.

Testudo volans

Die fliegende Schildkröte, Maskottchen und guter Geist dieser Zeitschrift, hat eine Identitätskrise. Als Metapher aus der Antike zu uns gekommen, hatte sie sich in den GEGENWORTEN nicht gemütlich, aber einigermaßen bequem eingerichtet, um die Erdschwere jahrhundertalter Forschungsunternehmungen mit der Flexibilität und Luftigkeit innovativer Projekte zu verbinden. Je nach Thema und Anforderungsprofil schwebt sie mittels Fantasie und Gedankenflug über Zeiten und Kulturen oder quert – internett – durch virtuelle Welten. Und nun soll sie sich der Evaluation stellen?



Hilfe und Brücken suchend haben wir die Kennerin alteuropäischer Sitten und Gebräuche gefragt, was dort, wo sie herkommt, als Qualität gilt. Reich mit Bildungswissen beladen, antwortet die Schildkröte auf den für sie charakteristischen Umwegen – mit Erzählungen von Lebensumständen und Protagonisten, Göttern und Menschenbildern früherer Zeiten. »Wichtige und günstige Voraussetzungen für die Entwicklung von Qualität sind vor allem anderen Muße und eine angenehme Atmosphäre, kluge, sympathische Kollegen, das mit Rat und Kritik gewürzte Gespräch.« E-mailend und zirkelbriefschreibend hat sie erkundet, dass die Forscher alten Schlags Irrtümer und Umwege, eine gute Bibliothek nebst Inspiration und eine unersättliche Neugier für die Grundausstattung guter Wissenschaftler halten. Ebenso wichtig seien hilfreiche Geister, die den oder die Gelehrten vor den Unbilden der Verwaltung zu schützen vermögen. Nach einer fragebogenbewehrten Tour durch die heiligen Hallen von Academia schwärmt Testudo volans von einer Leidenschaft für Güter und Werte, die Bestand haben, von einem Wissen ohne Verfallsdatum und Erkenntnissen, die ihre Gültigkeit bewahren. Das waren jedenfalls die Vorstellungen von Qualität, die sie von Philo-

logen und Humanisten, Künstlern und Handwerkern mitgebracht hat. Deshalb bekam sie die Krise, sobald wir ihr das Thema Evaluation zum Fraße vorwarfen.

Würden wir Testudo volans als Kron- oder wenigstens Zeitzeugin gelten lassen, so wären Gründlichkeit und Solidität zwar keine ausreichenden, aber unverzichtbare Bedingungen, um qualitativ wertvolle Wissenschaft zu erzeugen. Dazu aber brauche man Zeit für die Entwicklung, mindestens so wichtig sei auch die Zeit des Nutznießers, im Glücksfall Nutzgenießers. Wir aber haben es eilig und zudem wenig Platz; nostalgische Rückblicke haben wir im Überschuss und bis zum Überdross; Testudo volans wurde schließlich zur Schutzherrin dieser Zeitschrift erkoren, damit sie Altes und Neues elegant, gebildet und nützlich verbinde. Wie aber lassen sich beim Thema Qualität, das stark mit Tugenden aus vergangenen Zeiten konnotiert scheint, die Weisheiten aus der philologisch dominierten Wissenschaftsgeschichte mit biotechnologisch-innovativer Kreativität evaluationsgerecht klonen?

Nach kurzer Prüfung entpuppen sich die spontanen ersten Antworten auf Testudos unrepräsentative Umfrage als wissenschaftlich nicht haltbar. Es sind offenkundig Vorstellungen, die eher dem Alltagsbewusstsein heutiger Philologen als haltbaren Definitionen entspringen.

Die Schildkröte, Symbol für Klugheit, Bedachtsamkeit und Geduld, begibt sich auf die Suche und erkennt beim Öffnen des ersten Lexikons den bedeutsamen Unterschied zwischen Qualität und Qualifikation:

Qualität (lat.), Güte, Wertstufe; Beschaffenheit, Eigenschaft, bes. im Gegensatz zur Quantität. Philosophie: eine Kategorie, insbes. dann die sinnlichen Seiten der Wahrnehmung (Farbe, Geruch, Härte usw.), die seit J. Locke als sekundäre Q., die subjektiv sind, den primären Q. (Raum, Zeit) als Eigenschaften der Dinge selbst gegenübergestellt werden.

Qualifikation (lat.), Befähigung; Berechtigung; Eignung. qualifiziert, geeignet, berechtigt, qualifizierte Gründung, Sachgründung. Eine qualifizierte Straftat ist ein wegen erschwerender Umstände strenger bestrafte Verbrechen (z. B. Einbruchdiebstahl)

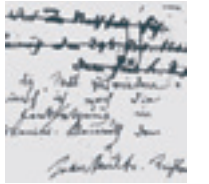
Im alten Zedler – den sie in der Bibliothek der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften nicht als Reprint, sondern im Original von 1739 studieren kann – liest sie unter dem Stichwort Qualität, dass »schon die alten Philosophen dieses Kunstwort in unterschiedlicher Weise« benutzt hätten, indem sie »dadurch bisweilen die wesentlichen, zuweilen die unwesentlichen Eigenschaften einer Sache, auch beyde zugleich verstanden«. Keineswegs altmodisch mutet an, wenn ebenda steht: »...In Politischem Verstande heisset Qualität die Benennung des Amtes, Ehren, Tittels oder Würden, die einer Person zugehören. ... bei den Kaufleuten die Beschaffenheit der Waare.«

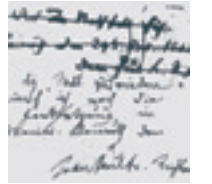
Ermuntert von solch zeitloser Aktualität, eilt Testudo weiter im Regal zu Meyers Konversationslexikon von 1928, schlägt auf und verweilt beim Q₁-koeffizienten als »Vergleichszahl zur Wertung von Baustoffen«; im Oxford English Dictionary von 1933 findet sie neben anderen Bedeutungen den Eintrag: »character, disposition, nature. Now rare.«

Während Charakter als Nebenbedeutung von Qualität offenbar schon 1933 selten war, ist der Eintrag unter dem Stichwort *qualification*, *qualificator*, *qualifier*, *qualifying* bereits sehr ausführlich; wir nähern uns rasant den Instrumenten und Wahrnehmungsweisen des Evaluationszeitalters.

Im großen Herder von 1958 steht unter dem Stichwort Qualifikation ein Verweis auf Sport: »die Erkämpfung der weiteren Teilnahmeberechtigung an einer Konkurrenz, entweder durch Sieg in einer K.o.-Runde oder durch Erfüllung einer geforderten Mindestleistung«; als Beispiel für Qualität ebenda Edelwein.

Der Kontext scheint klar, im Duden von 1994 wird Testudos Suche belohnt durch die Stichworte »Qualifikationskampf, -lauf, -niveau (bes. ehem. DDR); -rennen, -spiel, -stand ...«.





Unaufhaltsam vorwärts kriechend zum Ende des Jahrtausends, stößt sie, im Brockhaus von 1998, auf »Qualitätszirkel, auf Dauer angelegte Arbeitsgruppe, in der 3–20 Mitarbeiter eines Unternehmens ... freiwillig und regelmäßig zusammenkommen, um unter Anleitung speziell geschulter Moderatoren Probleme oder Schwachstellen innerhalb des eigenen Arbeitsbereichs zu analysieren, Lösungsvorschläge und Empfehlungen zu erarbeiten ... umzusetzen und Ergebniskontrolle vorzunehmen.«

Ein kurzer Abstecher über die zu vergebenden und schon vergebenen Gütesiegel führt sie zur Qualitätsmarke (Österreich-Lexikon von 1966) mit dem Verweis, dass »1946 die Arbeitsgemeinschaft zur Förderung österreichischer Qualitätsarbeit als Nachfolgerin der vor 1938 bestehenden Arbeitsgemeinschaft ›Kauft österreichische Waren gegründet wurde.«

Aha.

Über die erst in den Anfängen steckende Sozialgeschichte Deutscher Qualitätsarbeit fliegt Testudo hinweg; es ist finster dort, wo Anthropologen nach der Bedeutung des Wortes in deutschen Diktaturen kramen. Was wurde nicht alles unter dem Titel ›Deutsche Wertarbeit‹ angestellt.

Auf der Flucht vor diesem Kapitel wagt sie sich ins Netz. Weltweit und gleichgültig, ob sie ›Forschung‹, ›Philosophie‹, ›Ausbildung‹ oder ›Alttertumskunde‹ anklickt – sie gerät stets an TQM, das Total Quality Management in allen Bereichen und immer wieder mit hunderten Literaturhinweisen auf *Wirtschaft, Innovation und Qualitätsmanager*.

Surfend durch die Begriffswelt der TQMler, wird unser Schildkrötchen schwindlig beim Wiegen, Messen und Zählen von Publikationen, Definitionen, Experten, Institutionen und Kursangeboten zur Weiterbildung auf diesem zukunftssträchtigen Feld. Über Zeiten und mit den Zeiten wechselnde Qualitätsvorstellungen fliegend, inspirieren diese Forschungsergebnisse Testudo volans zum Raisonement über den Untergang einer Wahrnehmungsweise, ja mög-

licherweise der Kultur, aus der sie kommt. Bevor mit der Habilitation auch das Habil-Stipendium abgeschafft wird, könnte ein Forschungsprojekt ihr vielleicht noch einmal die Zeit verschaffen, um über Verluste und Gewinne von Qualitätsmanagement in der Wissenschaft nachzudenken? Da sie aber strikt dazu verdonnert ist und ihren Job als Maskottchen der GEGENWORTE verlieren würde, wenn ihr nichts Besseres einfällt als nostalgische Weltuntergangsparolen, kriecht sie, wenngleich müde, noch einmal zum Bücherregal. Und findet, links oben, gleich beim Eingang, etwas Neues: ein »Gegenwort-Wörterbuch, Kontrastwörterbuch mit Gebrauchshinweisen«, Berlin–New York 1998 (zufällig das Jahr, in dem unsere Zeitschrift samt fliegender Schildkröte zum ersten Mal erschien). Sie schlägt auf unter Q, dort steht das Paar Qualität/Quantität, qualifiziert/unqualifiziert und als Beleg: »es kommt auf die Qualität (die Güte) und nicht auf die Quantität (die Menge) an«.

Testudo volans bleibt als Hilfskraft in der Redaktion. Sie hat ein neues Projekt: Für das Kontrast-Wörterbuch sucht sie nach einem Gegenwort zu Evaluation, Evaluierung, Evaluator, Evaluationskampf. Es dürfte keine bloße Negation sein, muss zum Bedeutungshof des Worts gehören und wird nur aufgenommen, wenn es genügend Belege dafür gibt. Und wenn sie es nicht findet, so ist Testudo volans als langlebige Kröte, die schon viele Wertewandel erlebt hat, zuversichtlich, dass es sich noch entwickeln könnte, ... sofern Wissenschaftler ihr Augenmerk darauf richten.

Chelys

Andreas Stucke

Vermessene Wissenschaft – ein Gespräch am Airport

In diesem (Text) ist alles wahr, weil ich alles erfunden habe. Boris Vian

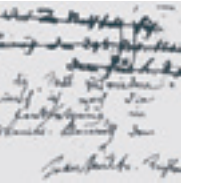
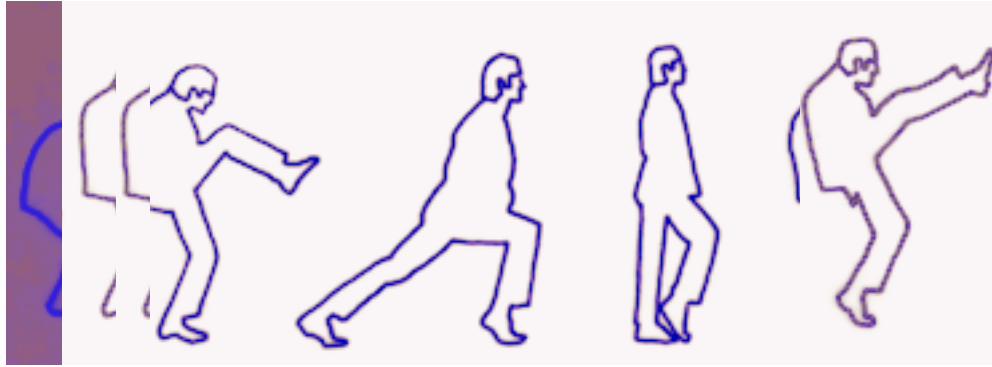
Ort: Ein kleiner Konferenzraum im Airport-Hotel eines deutschen Flughafens. Drei Personen: ein Wissenschaftsjournalist (J), ein emeritierter Biochemiker (B), ein Historiker (H). Der Raum ist lärmgeschützt, das durch die Außenfenster beobachtbare Starten und Landen der Flugzeuge vollzieht sich lautlos.

J Meine Herren, ich möchte Ihnen kurz erläutern, worum es bei unserem Meeting geht. Unser Sender featured eine Reihe zum Thema »Wissenschaft im gesellschaftlichen Dialog«. Das Konzept ist einfach: Wissenschaftler werden mit Laien konfrontiert und sollen deutlich machen, welchen Nutzen Wissenschaft für die Gesellschaft hat. Dazwischen schalten wir Infos und Doku-Teile, z. B. über Hiroshima, Tschernobyl, gentechnische Tomaten und so weiter, die Message lautet: Wissenschaft ist zu wichtig, um sie den Experten zu überlassen ... [wird unterbrochen]

H Nicht so schnell ... erläutern Sie uns bitte zuerst, was Sie meinen, wenn Sie das Wort ›Nutzen‹ benutzen und vom Nutzen der Wissenschaft reden? Begriffsgeschichtlich ... [wird unterbrochen]

J ... das ist ganz einfach. Letztlich geht es, auch in der Wissenschaft, um Value for money, um Legitimation und Transparenz. Ich zitiere kurz aus der Stellungnahme der ›European Science Commission‹ [J zieht eine unter seinem Aktenkoffer liegende Vorlage hervor und beginnt vorzulesen]: »Aufgrund der zunehmenden Internationalisierung und Globalisierung und dem weltweit feststellbaren Bedarf an Accountability ...« [wird unterbrochen]

H ... gut, gut, ich glaube, ich weiß, wie es weitergeht. Dennoch erlauben Sie mir einen Exkurs in der Sache, damit die glatten großen Wörter nicht überhand nehmen. Im Nutzen ist zunächst eine Relation mitgedacht: Etwas ist nützlich im Hinblick auf etwas anderes, ein Regenschirm als Schutz gegen die Unbill des Wetters,



ein Automobil zur Fortbewegung von einem Punkt A zu einem Punkt B, ein Fachbuch, um sich einen Wissensstoff auch ohne die Anwesenheit eines Lehrers anzueignen. Das sind sehr unterschiedliche Zwecke. Eine Relation steckt in dem Begriff ›Nutzen‹ aber auch insofern, als sich der Tatbestand subjektiver Wertung unterziehen muss. Deutlicher wird das am englischen ›Utility‹, das ich mit ›Nützlichkeit‹ übersetze und das unmittelbar die Frage aufwirft: »Nützlich, für wen?« und »Nützlich, aus wessen Sicht?«. Ich stehe nicht an, auch noch Bentham, Pareto oder Adam Smith zu zitieren, sie gehören nicht zu meinem Fach. Aber: haben Sie schon einmal bedacht, dass eine Sache nicht nur im Hinblick auf etwas anderes, sondern auch um ihrer selbst willen erstrebenswert sein kann?

B Verehrter Herr Kollege, ich fürchte, mit diesem Niveau der Reflexion überfordern Sie die Vertreter der Öffentlichkeit, zumindest die Hörer der Sendung, die hier vorbereitet werden soll. Beschreiben wir doch zuerst einmal, was der Fall ist. Die Wissenschaft erbringt, seit sie existiert, Leistungen für andere: Bei der Entdeckung von Naturstoffen und der Entwicklung von Medikamenten, möglicherweise sogar bei der gentechnischen Behandlung von Krankheiten oder auch bei der Bekämpfung von Arbeitslosigkeit. Diese Leistungen werden nachgefragt, sie bestimmen heute bei Nicht-Wissenschaftlern die Erwartungen an die Wissenschaft. Nun wird Wissenschaft aber auch immer teurer, weil immer mehr Menschen mit und von ihr leben, weil sie in großen Organisationen, wie Universitäten und Forschungseinrichtungen stattfindet und ohne teure technische Geräte nicht mehr auskommt. Da liegt es durchaus nahe zu fragen, ob Aufwand und Ertrag in einem angemessenen Verhältnis stehen. Ich will mit meiner Überzeugung nicht hinter dem Berg halten: Solange es Wissenschaft gibt, wird sie angewandt und erbringt damit Nutzen. Aber: gute Wissenschaft entsteht nicht mit Blick auf möglichen Nutzen. Gültigkeit und Wahrheit sind die Leitideen, denen wir folgen. Wahrheiten, wie die Gesetze der klassischen Mechanik, können einige Jahrhunderte überdauern, halbwegs plausible Hypothesen noch einige Jahre, doch der Nutzen wechselt seine Kleider mit jedem lauen Windstoß, der durchs Fenster hereinkommt.

J Einverstanden, aber Transparenz und Rechenschaftslegung gehören doch inzwischen auch in der Wissenschaft zu den internationalen Standards. Von dieser Entwicklung kann sich Deutschland gar nicht abkoppeln. Soweit ich weiß, gehören Evaluationen von Forschung und Lehre auch hier schon fast zur Normalität. Kann der Steuerzahler denn nicht eine regelmäßige Qualitätskontrolle aller Bereiche verlangen, die er teuer alimentiert? In einem viel beachteten Papier der ›European Science Commission‹ – an dem international anerkannte Wissenschaftler mitgearbeitet haben, heißt es ... [sucht nach der Unterlage]

H ... selbstverständlich kann der Steuerzahler das verlangen, ich stelle nicht die demokratischen Verfahren infrage. Aber legt der Steuerzahler, oder vielleicht müsste man sagen, legen diejenigen, die für ihn sprechen, auch die richtigen Maßstäbe an? Und bevor diese Frage überhaupt untersucht worden ist, wird landauf, landab evaluiert. – Ich habe es immer abgelehnt, in Evaluierungskommissionen mitzumachen, das ist alles viel zu zeitaufwendig, übrigens auch für die Evaluierten, und letztlich ist das Ganze doch nur eine Veranstaltung mit der fragwürdigen Aussicht, Mittelmäßigkeit zu optimieren. Wirklich exzellente Forschung ist so weder zu erfassen noch zu erzeugen, und das ist auch gut so.

B Offen und wahr, doch ob dies der richtige Gegenstand für das hier stattfindende Gespräch ist, weiß ich nicht. Dennoch will auch ich dazu eine – vertrauliche – Anmerkung machen. Obwohl das alles richtig ist, was Sie sagen, können Evaluationen dennoch für uns nützlich sein. Ich kann dazu ein Beispiel aus meiner eigenen aktiven Zeit anführen. Als Evaluationen Mode wurden, hatten wir zunächst auch Bedenken, dass hier das Falsche von den falschen Leuten mit fragwürdigen Indikatoren gemessen wird, zumal wir uns ja ohnehin schon bei jedem Antrag auf Forschungsmittel bewerten lassen müssen. Wir waren zuerst strikt dagegen, dass uns Kommissionen, die auch aus Vertretern von Politik und Wirtschaft bestehen, sagen, wie wir Forschung planen, mit wem wir zusammenarbeiten und wie wir publizieren sollen. Hat man sich aber erst einmal darauf eingestellt, hat die Sache auch ihre Vorteile. Wenn man so eine Überprüfung erst einmal erfolgreich überstanden hat, hat man's vor allem im Umgang mit den Ministerialbeamten leichter. Das Vertrauen ist hergestellt, das Geld fließt schneller, und auch in der Universität steht man besser da, wenn man zusätzliche Hilfskräfte oder Räume braucht. An uns

hat man sich danach nicht mehr so schnell vergriffen, wenn wieder einmal gespart werden sollte. Da habe ich die tiefere Weisheit der Worte des Evangelisten verstanden: »Wer hat, dem wird gegeben, dass er die Fülle habe; wer aber nicht hat, von dem wird auch genommen, was er hat.«

J Kann ich das in meiner Sendung bringen? Es gibt ja immer noch die Meinung, Wissenschaftler würden bei dem, was sie tun, primär an das allgemeine Wohl denken.

B Na ja, [belustigt] »für Tugend hat's in großen Staaten nicht viel Platz«. Wenn ich mich richtig erinnere, gibt es Ökonomen, die behaupten, dass dem Gemeinwohl am besten gedient ist, wenn jeder Einzelne seinen Interessen folgt. Warum soll das nicht für Wissenschaft gelten? Indem sich die Wissenschaft vor allem auf sich selber bezieht, nutzt sie möglicherweise anderen am besten. Das ist gar nicht neu, das wusste schon Humboldt; das war allerdings vor Ihrer Zeit.

H Eine kleine Korrektur, verehrter Herr Kollege aus den Naturwissenschaften, muss erlaubt sein. Humboldt war der Auffassung, dass der Staat sich mit seinen Erwartungen an die Wissenschaft am besten dient, wenn er die Wissenschaft in Freiheit und nur der Wahrheit verpflichtet arbeiten lässt. Auf diese Weise wird Wissen neu geschaffen und werden junge Menschen in einer Weise gebildet, die auch dem Staat nutzt, ohne dass er in die Universitäten hineinregieren muss. Das ist das eine. Auf der anderen Seite darf darin natürlich keine Blankovollmacht für den einzelnen Wissenschaftler liegen, seinen Karriereinteressen hemmungslos zu folgen. Diese beiden Ebenen müssen sehr wohl unterschieden werden. Und in einem stimme ich Ihnen zu: Ein Grundübel der Wissenschaft unserer Zeit liegt darin, dass zu viele von ihr satt werden müssen.

J Aber dann könnten Evaluationen doch auch der Wissenschaft nützen?

B Ohne Zweifel, Voraussetzung ist aber, dass der Anstoß aus der Wissenschaft selbst kommt und die Wissenschaftler die Evaluatoren sind und nicht irgendwelche Bouvards und Pécuchets. Doch heute ist in Mode gekommen, die Wissenschaft auf die gesellschaftliche Anklagebank zu setzen; man unterstellt ihr, sie nehme die Gesellschaft als Geisel – denken Sie etwa an die Diskussionen um gentechnisch veränderte Lebensmittel. Zu allem Überfluss sei Wissenschaft dann noch zu teuer. Die Wahrheit ist doch: Man ködert uns mit Geld und

neuen Instituten, damit wir bestimmte Fragen untersuchen, dann drängt man uns, die bestellten Leistungen pünktlich abzuliefern, und schließlich beschimpft man uns, weil Forschung nicht ohne Risiko zu haben ist. Zur Wahrheit gehört natürlich auch, dass wir mitspielen und so tun, als könnten wir alles erklären. Wir sind da in die Falle gegangen. »Erklär oder verschwinde!« – das ist doch heute die Devise. Und die ganze Evaluiererei ist eine Folge dieser Entwicklung. Mit neuen Aufgaben und Versprechen auf bessere Ausstattung hat man uns das Apportieren beigebracht.

H Und unausgesprochen setzt jeder voraus, dass eine derart zerwaltete Wissenschaft die Kreativität fördert. In Wirklichkeit kann man doch froh sein, wenn eine Idee nicht verhindert wird. Und dabei denke ich nicht nur an die Zeit, die Wissenschaftler damit verbringen, andere Wissenschaftler zu evaluieren oder sich selbst auf Evaluationen vorzubereiten. Evaluationen hinken immer hinterher, sie haben – bestenfalls – Teile des gegenwärtig verfügbaren Wissensbestandes im Gepäck. Ganz zu schweigen von der Departementalisierung des Geistes, die auch dem Gutachtergewerbe zu Grunde liegt.

B Hoppla, Herr Kollege, jetzt schlagen Sie aber einen kulturkritischen Ton an, in den ich nicht ohne weiteres einstimmen kann, auch wenn ich mich selbst als aufgeklärten Naturwissenschaftler betrachte. Sie haben zwar vorderhand Recht: Die immer weiter getriebene Zellteilung der Wissenschaften, die immer neuen Sub- und Sub-Sub-Disziplinen haben erst den Ruf nach Evaluation geweckt. Denn: Jeder sitzt in seiner mehr oder weniger dunklen Klause und muss dort sitzen bleiben, wenn er Erfolg haben will, aber keiner hat den Überblick. Aber – und da unterscheide ich mich von Ihnen – ich sehe keine Alternative, außer man führt einen tiefen chirurgischen Schnitt und stellt in Zukunft lediglich das Forschungsbudget von – sagen wir 1960 – zur Verfügung. Dazu muss man natürlich eine Vorstellung haben, wo die lebenswichtigen Organe sitzen und wo das adipöse Material. Die Einheit der Wissenschaften wäre damit natürlich nicht gewonnen, aber die Übersicht würde zunehmen, und gute und nützliche Forschung wäre leichter zu erkennen. Das wiederum ist eine Voraussetzung dafür, dass die Gesellschaft der Wissenschaft besser vertrauen kann.

J Ich muss gestehen, dass ich da nicht mehr mitkomme. Sie schütten nicht nur das Kind mit dem Bade aus, Sie schmeißen auch gleich noch die Wanne aus dem Fenster. Zur Wissensgesellschaft, in der die Produktion und Nutzung wissenschaftlichen Wissens exponentiell zunimmt, gibt es doch wohl keine Alternative oder wollen Sie mit Ernst dafür eintreten, Reservate für Nicht-Wissen einzurichten?

H Respekt, Sie sind wirklich einer, der schon mit dem Nippel floskelt, bevor er daran gesaugt hat.¹ Viele Probleme, die wir mit der Qualität und den Folgen von Wissenschaft heute haben, lösen wir in der Tat nur, indem wir wissenschaftliches Wissen radikal verknappen. Wahrscheinlich wird dann manches auch solider. Sagen wir es doch mal ganz deutlich: Die gesamte Wissensindustrie mit ihrem Gewerke gibt's doch nur, weil so viele Menschen von der Wissenschaft leben wollen. Und so blühen die kleinsten Gänseblümchen tausendfach: ein Ideechen hier, eine Analogie dort, vielleicht ein winziges Plagiat und dazu reichlich Dekorationsstoff drumherum. Dass da nach Evaluationen gerufen wird, wundert mich nicht, erstaunlich ist eher, dass die Evaluatoren oft nicht mal die Verpackungsschleifen um die Wissenschaftspaketchen zu lösen im Stande sind.

J Meine Herren, ich hab das Gefühl, dass der gesellschaftliche Dialog über Wissenschaft zu einem Dialog ohne Gesellschaft wird. Kurz und knapp läuft's doch darauf hinaus, dass Wissenschaft kleiner, elitärer und unangreifbarer wird. Wie lässt sich das rechtfertigen? Und im Übrigen: Kein Arzt, kein Anwalt und kein Architekt hätte die Idee, sich nur von seinesgleichen, nicht aber von seinen Kunden beurteilen zu lassen.

B Wissenschaftler sind besondere Fachleute auf einem sehr kleinen Gebiet. In dieser Hinsicht können sie in der Tat nur von Fachleuten, die ebenfalls auf diesem Gebiet arbeiten, fachlich beurteilt werden. Andere Menschen sind Fachleute auf anderen Gebieten. Der Unterschied ist, dass Wissenschaftler zunächst für andere Wissenschaftler arbeiten, während der Schuster oder der Bäcker von vornherein seine Kunden im Blick hat. Das ist eben das Besondere von Wissenschaft.

J Ich dachte, der Wissenschaftler arbeitet für die Menschheit? Sind Sie auch gegen ›partizipatorische Wissenschaft‹, wenn Sie einmal an die Folgen von Kerntechnik oder Gentechnologie denken?

B Was gute Wissenschaft ist, kann nur ein Fachmann beurteilen. Alles andere ist soziale Romantik.

H Das eigentliche Problem mit den Experten ist doch auch nicht das Verhältnis zu den Laien. Das Problem ist zunächst einmal die rasante Vermehrung der Experten selber, die immer neue Spezialgebiete erfinden müssen. Der Turm der Wissenschaft wächst und wächst, und niemand hat an den Einbau funktionierender Aufzüge gedacht.

B Da stimme ich Ihnen als Naturwissenschaftler ausdrücklich zu. Außerdem hat man den Eindruck, dass alles hastet, aber mit immer kürzerem Atem. Und der reicht gerade noch, die im eigenen Haus greifbaren Notizzettel ab und an aufzuwirbeln, für einen strammen Gang an der frischen Luft reicht's nicht mehr. Wir treten auf der Stelle, das aber immer schneller. Wir sollten uns erst einmal gründlich mit uns selbst befassen, bevor andere uns mit ihren Erwartungen bedrängen ...

J [schadenfroh] Zu spät, die Gesellschaft steht nicht erst vor der Tür, sie ist bereits im Zimmer und schaut der hohen Wissenschaft auf die Finger. Sie haben mich davon überzeugt, dass dies dringend nötig ist ... [packt seine Unterlagen zusammen]

H Die Mission sei Ihnen gegönnt. Aber mich müssen Sie jetzt entschuldigen, ich muss den Zug kriegen. [bricht auf, verabschiedet sich mit knappem Handschlag von B]

J Ich maile Ihnen die Outline für die erste Sendung mal rüber. [verlässt den Raum eilig, nachdem er sich mit einem kurzen Gruß verabschiedet hat]

B [bleibt zurück und schaut den beiden hinterher; zu sich:] Sancta simplicitas.

¹ Shakespeare, Hamlet, V. Akt, 2. Szene (in einer modernen Übersetzung von Frank Günther)



Martina Röbbecke
Dagmar Simon

Was ist gute Forschung?

Die Frage »What the hell is quality?« wurde schon vor langer Zeit gestellt, sie ist noch immer nicht beantwortet. Eine einzige Antwort zu erwarten, ist wahrscheinlich auch ein aussichtsloses Unterfangen, da unterschiedliche Leute darauf Einfluss nehmen, wie Qualität in der Forschung definiert wird. Es ist längst nicht mehr der Wissenschaft vorbehalten, Urteile über wissenschaftliche Leistungen zu treffen, für die Bewertung von Forschungsleistungen haben auch wissenschaftsexterne Ziele – wie Nützlichkeit oder soziale Relevanz – an Bedeutung gewonnen.

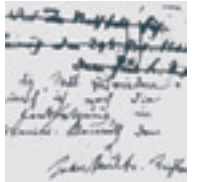
Im Rahmen eines am ›Wissenschaftszentrum Berlin‹ durchgeführten Forschungsprojekts, das sich mit dem Problem befasste, nach welchen Kriterien die Leistungen von Instituten der ›Wissenschaftsgemeinschaft G. W. Leibniz‹ beurteilt werden können, haben wir am Ende der Gespräche mit den Institutsdirektoren, wissenschaftlichen Mitarbeitern und Mitarbeiterinnen die Frage gewagt: »Was ist Ihres Erachtens ›gute‹ Forschung?« Diese Frage war für unsere Gesprächspartner offensichtlich überraschend, zumindest rief sie Erstaunen, Verwunderung, wenn nicht gar Befremden hervor.

An den Antworten ist zweierlei bemerkenswert: Nach Meinung der Institutsakteure steht bei anwendungsorientierter Forschung außer Frage, dass zu guter Forschung die Lösung gesellschaftlicher Probleme gehört. Hier herrscht weitestgehend Übereinstimmung, unabhängig davon, ob die Institutsmitarbeiter und -mitarbeiterinnen aus eher grundlagenorientierten,

anwendungsorientierten, industrienahen oder Einrichtungen mit einem hohen Serviceanteil kommen.

Bei entsprechenden Fragen zu grundlagenorientierter Forschung wird erstaunlich häufig die Anerkennung der Peers zum Kriterium für gute Wissenschaft. Die Kollegen der Scientific community treten als Garant auf, während wissenschaftliche Kriterien wie Überprüfbarkeit, methodische Relevanz oder neue Theorieentwicklung nur in den seltensten Fällen von unseren Interviewpartnern benannt wurden. Es scheint, dass die etablierten Reputationsmechanismen noch funktionieren und kaum hinterfragt werden. Im folgenden Ausschnitt aus den Protokollen einer umfangreichen Umfrage wurden die Texte aus Gründen der Lesbarkeit gekürzt, außerdem wurden sie anonymisiert.

»Forschung ist umso besser, umso mehr sie Neues bringt. Wenn eine Mitteilung in mehreren Laboratorien weltweit ein Echo hervorruft, dann ist das wahrscheinlich gute Forschung. Wenn sie sehr erfahrene und sehr gute Wissenschaftler fragen, dann haben die darüber hinaus auch noch ein eigenes Urteilsvermögen und das ist die Basis der Peer reviews. Die Kunst besteht darin, die richtigen Peers zu identifizieren, solche, die ein Gefühl dafür haben und wissen, was gute Forschung ist. Es gibt natürlich auch quantitative Parameter wie die Impact-Faktoren. Die werden mehr oder weniger stark geschätzt. ... Sehr gute Wissenschaftler sind auch sehr gute Beurteiler, sie haben eine gute Urteilskraft, um zu sagen, das ist gute Forschung, und das ist nicht gute Forschung.«





»Gute Forschung ist auch eine, die sich dem Menschen zuwendet und ihm Lösungen anbietet, also ein praktischer Aspekt, wobei sie immer definieren muss, wo sie sich nun ansiedelt.«

»Ich möchte nicht nur reine Grundlagenforschung betreiben und bin eher dafür, eine gute angewandte Forschung zu betreiben, die in die Grundlagenforschung hineinreicht. Aber gemessen wird gute Forschung an den Ergebnissen, an dem, wie diese Forschung international anerkannt wird. Wenn ich erreiche, dass ich meine Ergebnisse in guten Journalen veröffentlichen kann, dass man zu Tagungen eingeladen wird oder die Ergebnisse auf Tagungen vorgestellt werden und Interesse finden, dann sage ich, ist das eine gute Forschung.«

»Ich muss daran Freude haben. ... Eine gute Forschung ist eben auch, wenn ich Ergebnisse auf den Tisch lege, die auch für die Anwendung etwas bringen, bei der man nicht nur auf der Ebene der Grundlagenforschung stehen bleibt, bei der also der Mensch, das ganze Volk etwas davon hat. Gut ist meine Forschung, wenn ich ein Prinzip entwickelt habe und ich merke, diese Forschung hat sowohl von den Fachkollegen Anerkennung gefunden, wie auch für den Menschen etwas gebracht.«

»Sie sollte im Kreis der Kollegen anerkannt sein, wenn sie das nicht ist, dürfte es schon schwer sein zu sagen, dies ist gute Forschung.«

»Gute Forschung ist für mich erst einmal, relevante Fragen aufzugreifen. ... Für mich ist gute Forschung nicht, dass man nun partout das Allerneueste, Allerschickste der theoretischen Entwicklung anwendet, wenn es möglicherweise empirisch nicht umgesetzt werden kann. ... Es gibt da ein altes Problem, dass eine Reihe von theoretischen Entwicklungen letztlich für die empirische Forschung vielleicht noch nicht oder gar nicht relevant ist. Ich will nicht sagen, dass man sich damit nicht beschäftigen muss,

aber man sollte sie nicht partout strapazieren, wenn es für die relevanten Fragen nicht ausgenutzt wird.«

»Als politikberatendes Institut würde ich unter guter Forschung Arbeiten verstehen, die in diesem Forschungsfeld Arbeiten abliefern, in denen die größten oder aktuellsten theoretischen Fragestellungen rezipiert werden, die methodischen sowieso, und die für die Gesellschaft entsprechende Szenarien entwickelt, um Handlungen vorzubereiten. Das wäre für mich gute Forschung. ... Gute Forschung ist für einige Abteilungsleiter, wenn sie häufig am Telefon hängen und in der Presse stehen, das ist ein bisschen wenig.«

»Für mich ist gute Forschung eine, die im weitesten Sinne ein Problem löst. Das kann ein praxisorientiertes Problem sein, aber auch ein rein theoretisches Problem. Es muss einem bestimmten Bereich von Wissenschaftlern oder Praktikern vermittelbar sein, dass das ein interessantes Problem ist. Also sie löst ein Problem, und das tut sie auf einem qualitativ hohen, kreativen und vielleicht innovativen Niveau. ... Man kann sicherlich auch Forschungsprojekte machen, die sauber recherchiert und sauber durchgeführt wurden und auch in sich theoretisch stimmig sind, bei denen man sich aber fragt, wen das interessiert – außer dem, der es selber durchgeführt hat.«

»Es gibt wunderschöne Lehr-, Lernforschung, die auch von der DFG gefördert wird, von der ich sagen würde, diese Forschung ist fachdidaktisch völlig irrelevant. ... Das ist Forschung, die ist DFG-gängig, die wird gefördert.«

»Man kann an vielen Forschungsprojekten – nicht nur hier im Hause – sehen, dass die gar keine Frage hatten. Das ist überhaupt das Schwierigste in der Forschung. Antworten zu finden ist schwierig genug, aber die richtigen Fragen zu stellen, das ist vielleicht noch schwieriger. Und das lernt man nicht. Es gibt keine Forschungsmethodik, Seminare, wo man lernt

Fragen zu stellen, das gibt es nicht. Es gibt immer nur Methoden, wie man, wenn man Fragen hat, sie nach der Regel der Zunft eventuell beantworten kann oder auch nicht.«

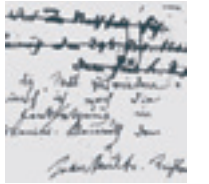
»Die Frage ist in der Tat, was ist Forschung. Nun gibt es den Glauben, dass es so was wie generelle Kriterien von Forschung gibt und so etwas wie Objektivität gibt es ja auch, aber letztendlich bestimmt die entsprechende Scientific community, was Forschung ist.«

»Ich würde mit Begriffen operieren wie ›anschlussfähig‹, ›aufgreifen‹, ›auf den Stand aufsetzen‹, dann aber ›kreativ‹, ›originell‹. ›Kreativ‹ und ›originell‹ würde auch bedeuten, dass es bearbeitbar zugeschnitten wird. Dass es eine Problemlösungsqualität hat, das sind Probleme, die auch über die Wissenschaft hinaus bedeutsam sind, also nicht nur im Kontext der Wissenschaft als hoch relevant gelten, sondern auch nach außen vermittelt als bedeutsam eingeschätzt werden können. ... Gute Forschung wäre Forschung, die in starker Interaktion mit dem wissenschaftlichen Umfeld entsteht, in einem Diskussionszusammenhang mit Kolleginnen und Kollegen. Was man natürlich auch noch sagen kann, das ist aber trivial: dass sie seriös und solide ist, den Standards genügt, dass sie handwerklich akzeptabel ist, auf dem Stand der Kunst ist, das ist notwendig. Aber ich würde eher das betonen, was ein bisschen darüber steht, nicht nur das Gängige, sondern ein neuer Blick, neue Ideen, konstruktive Anregungen, das wäre mir schon wichtig.«

»Gute Forschung ist eine, die mithilft, Probleme mittelfristig, teilweise auch kurzfristig, in Ausnahmefällen langfristig zu lösen. Ich denke, dass gute Forschung es versteht, Dinge grundlagenmäßig zu erfassen, anwendungsbereit zu machen, dann aber den nächsten Schritt geht, die also in der Lage ist, das zu transportieren. Und die Überleitung in die

Praxis ist ein ganz wesentlicher Schritt. Also: Wir brauchen Grundlagenforschung, wir brauchen angewandte Forschung, und wir brauchen den nächsten Schritt, die Überleitung.«

Mehr zur Evaluierung außeruniversitärer staatlich finanzierter Forschungseinrichtungen enthält die Dokumentation: Qualitätsförderung durch Evaluation? Ziele, Aufgaben und Verfahren von Forschungsbewertungen im Wandel.
Hg. Martina Röbbecke, Dagmar Simon; erschienen als paper im Wissenschaftszentrum Berlin für Sozialforschung (WZB), 1999





Svetlana Slapšak

Anica Savić Rebac (1894–1953)

Many cultured readers, from within academic circles or without, could have encountered Anica Savić Rebac without knowing her name or anything about her. For instance, a reader of Thomas Mann's »Legends of Joseph« probably remembers the definition of love given by Pharaoh: these are the words of Anica Savić Rebac from her study on erotology (the term she herself coined), or the philosophy of love. She managed to publish the first part of the work she planned, the preplatonic erotology. In her research on the topic, she corresponded with many intellectuals of her time, sending them her work in German, in order to get their opinion. More spectacular is Anica Savić Rebac's presence in Rebecca West's classic travel book »Black Lamb, Grey Falcon«, in which Anica, under the name of »Milica« appears not only as a new friend at the least expected place (Skopje in the 1930'), but also as the intellectual guide who eventually reveals to Rebecca West the rituals which would lead the author to the clue metaphor of her vision of the Balkans. Rebecca and Anica maintained correspondence until after World War II. Rebecca West's admiration for this woman is remarkable; Ludwig Radermacher, Anica Savić Rebac's professor with whom she studied in Vienna, wrote in one letter that she was his best student ever ... Who was this extraordinary woman, who exchanged thoughts with Denis Saurat, Gershom Sholem, Thomas Mann, Rebecca West, and was nearly forgotten in her own country?

Anica Savić was born into the wealthy family of Milan Savić, a well known intellectual in Novi Sad, secretary of Matica Srpska (»Serbian Queen-bee«), an important Serbian cultural institution in the Austro-Hungarian Empire. Her god-father was Laza Kostić, a famous Serbian poet, philosopher, dramatist, translator and political representative in Budapest for a while, and the people that gathered in her father's home were the elite of both Novi Sad and Beograd. As a young child, Anica was taught languages. Her first translations of Pindar were published when she

was ten; her translation of Verhaeren was published a year later; she wrote dramas when she was twelve. In one of her three preserved dramas, a pagan priestess of Athena is sequestered and destroyed by a primitive, vulgar and violent Christian priest. Obviously, the lesson of contemporary atheists especially of Anatole France, was popular in the circles where she was growing up. As a girl, she could not attend the public school, her father and mother so cultivated her intellectual development. She was accompanied by her mother to the university of Vienna, where she studied classics. One of my professors, Milan Budimir, remembered her fancy hats and her long and tight skirts; her colleagues usually carried her onto the platform of the Viennese trams. It was a glorious time in Vienna, where students from the Balkans and from the Austro-Hungarian territories imagined the future state of the South Slavs, constructing the ideological framework of a multi-ethnic and multi-cultural society. Budimir recalled that after one of the rallies the students had against the imperial politics in the Balkans, Radermacher himself came to prison to liberate his Balkan students: the best of the dying empire invested into the force that was going to destroy it. Anica could not present her PhD because of the World War I. She went back to Novi Sad, and met Hasan Rebac, a »Serbian Muslim« as he presented himself, a wounded hero of the guerrilla movement for the independence in Bosnia & Herzegovina from the Austro-Hungarian empire, and a specialist in Balkan Muslim oral tradition. They married, and had to leave Novi Sad. When her father died, the magic atmosphere around his home disappeared, and in the circles she frequented, all that remained was the intolerance toward her husband. They could not stay in Beograd either, although Anica's PhD received the best evaluation at the university there, because both had strong republican and socialist beliefs. They were sent to Skopje by the end of the 20's, where Hasan taught in the local medresa, and Anica in the local high school. This is where



Rebecca West found them, thanks to information from Stanislav Vinaver, a Beograd Jew and her Yugoslav guide, one of the most talented, multilingual and original Serbian authors of the first half of 20th Ct. (»Constantine« in Rebecca West's book.)

Anica Savić Rebac situated her work in the history of ideas. Her great plan was to write a history of the ideas of love, erotology, from the early Greek period to Dante. She managed to publish the first book, and fragments from the rest of her project, but did not finish it. Her approach in this study is both philosophical and anthropological. Philosophical texts do not have a meta-textual status, they are constantly compared with the immanent ideas in the literary and non-literary texts (myths, oral tradition, sayings, images). Eros, as the symbol-bearer of meaning, is the central topic of investigation. His multiple identities, forms and deriving ideologies are presented, discussed and compared in order to re-construct a possible history or development of the concept of love. Disciplined philological work is questioned through an anthropological perspective. At the end, history of religion appears as a parallel »narrative« within her main line of research. Maybe the most interesting aspect of her study is the status of myth: it is not presented as a system, or a kind of »lateral« epistemic set of tools. Myth is a form of poetry, which excludes any need of accuracy, explains many conflicting versions and liberates myth from the historic investment.

Despite discrimination in her academic career, Anica Savić Rebac produced a monumental work which might look fragmented, but in fact witnesses a precise intellectual quest and the necessary study along the main line of interest and main problematics. For instance, she translated Lucretius' »De rerum natura« into Serbo-Croatian as a by-product of her analysis of his philosophy. In order to define the thought on love and on beauty, she decided to contradict Benedetto Croce and his disbelief to the existence of an ancient concept of aesthetics, and eventually wrote the History in Ancient Aesthetics. In this polemic and powerful book, she wrote, among other original ideas, that Piet Mondrian's painting corresponds with Plato's aesthetic demands.

Most exemplary of all is her intellectual quest about the poetic work of the most celebrated romantic poet of the Yugoslav tradition, the Montenegrin archbishop and secular ruler, Petar Petrović Njegoš, who lived a short life in the first half of the 19th Ct., and left a huge poetic work – epic, lyric, and dramatic. Anica Savić Rebac was inte-

rested in only one, the most mysterious and the least read of his works, his mystic epic »Ray of the Microcosm«, which translates his religious and Orthodox doubts, his fascination with fallen angels, especially Satan, heresies and mystic experiences. In order to understand this very complicated text, she had to research into the early Christian mystic literature, the Ancient mystics, the Hebrew tradition, Caballa ... She could not communicate her ideas and ask for specialists' opinion without the text itself, so she made the ultimate effort and translated »Ray of the Microcosm« into English and German in order to discuss it with Gershom Sholem, Hans Leisegang, and other specialists in the field. The two translations were published only after her death. The studies on this topic reveal another project that could not be effectuated by one person, maybe not even by a whole imaginary research center, but the fragments were researched meticulously and in depth.

Anica Savić Rebac ceased to write poetry after the 20's, but never ceased to translate, publish criticism, essays and commentaries. Besides ancient authors, she translated Thomas Mann's short stories, poetry by Stephan George, John Milton, Robert Browning, Sally Prudhomme, John Keats, and also several poems by her favorite poet, Percy Bish Shelley. She admired his political ideas as she admired his poetic force and elegance. Convicted socialist and feminist, she wrote a number of essays on Serbian women authors. Her scattered critical writing, especially criticism and essays, were collected only 30 years after her death, and appeared in a thick volume in which a critical system is not less firmly construed than her disciplinary work on classical topics.

Only after World War II had she a chance to teach at the university of Beograd. Her suffering during the war – the nationalist Serbian paramilitary, Chetniks, were constantly after her husband – was finally rewarded. In the enthusiastic post-war years, she published an article on Shelley's socialism, and she translated a collection of partisan oral poetry into English. Her position at the Department of Classics included the teaching of courses on Roman literature and Ancient philosophy, and there she met old colleagues, like Milan Budimir. Her courses on Roman literature remain unpublished. In a short time from 1945 to 1953, she published most of the studies she had worked on for more than twenty years.

The work of Anica Savić Rebac covers a vast area of topics, but all of them are related in quite a convincing way: beside the great topics already mentioned, she wrote

on Platonic and Christian love, on Spinoza's concept of love, on Ancient Greeks mystic and tragic thought, on Goethe's Hellenism, on Athenian democracy, on the concept of »classical«, on the number three in Herodotus, and many others. The overall view of that work offers an amazingly rich intellectual panorama, the intertwining systems of thought that come from the same source but demand specific approaches; a breath-taking accumulation of knowledge. What threw this brilliant mind's work into oblivion? Anica Savić Rebac was not easy to fit into any restrained system. She endured the consequences of her life choices with a Muslim husband, their shared political beliefs in the Yugoslav monarchy, and the new Yugoslav communist rule granted her a short moment of acceptance. But her socialism had almost nothing to do with Marxism, especially in the new sovietized version. Unfortunately, she maintained her friendship from the common prewar exile years in Skopje with the hated Dean of the School of Philosophy in Beograd, who later became a stalinist tyrant. Therefore, she was not popular anywhere, except with her students. When her husband suddenly died in Summer 1952, she attempted suicide several times, and was put under a kind of private, friendly surveillance by her students. In one moment without supervision, she managed to kill herself in 1953. Her student Ljiljana Crepajac published her manuscript on Ancient aesthetics, but the rest of her work was silently removed, although all of her manuscripts were kept by her friend, the Director of the University Library in Beograd, available for reading and publishing. Some of her essays were collected and published in the 60's. Her complete works were finally gathered and four volumes were published in 1989. The Yugoslav war put an end to this project: the complete correspondence is still not published.

Selected bibliography of Anica Savić Rebac and about her:
Anica Savić Rebac: Predplatoniska erotologija (Preplatonian Erotology), in Serbo-Croat, ed. Darinka Zličić, with accompanying studies by Ljiljana Crepajac and Svetlana Slapšak, Novi Sad, 1984.
Anica Savić Rebac: i Njegoševa Luča mikrokozma (The Ray of Microcosm), ed. Darinka Zličić, with accompanying studies by Svetlana Slapšak, Tomislav Bekić and Aleksandar Petrović, and with the English (The Ray of Microcosm) and German (Der Strahl des Mikrokosmos) translation of Njegoš' epic by Anica Savić Rebac, Novi Sad, 1986.
Anica Savić Rebac: Poezija i manji pesnički prevodi (Poetry and Lesser Translations of Poetry), in Serbo-Croat and English, ed. Darinka Zličić, with accompanying studies by Svetlana Slapšak and Nada Popović Perišić, Novi Sad, 1988.
Anica Savić Rebac: Studije i ogledi I–II (Studies and Essays I–II), in Serbo-Croat and German (Die Dreizahl), ed. by Darinka Zličić, with accompanying studies by Ljiljana Crepajac, Svetlana Slapšak and Nada Popović Perišić, Novi Sad, 1988.



Anica Savić Rebac and her husband, probably 1919



Wolfgang Royl

Evaluation am offenen Lehrkörper

Gesetzt den Fall, ein Präsident, einer, der von außen gekommen ist, tritt sein Amt an. Seine eigene Universitätsausbildung, in der er ein gläubiger Student war, liegt schon etwas zurück. Danach hat er Hochschullehrer nur als Referenten bei Staatsempfängen und anhand von titelreichen Visitenkarten kennen gelernt. Universitäten waren für ihn immer eine Topadresse, mit der zu korrespondieren auch der eigenen Imagepflege gut tat. Bei diesem Blick nach Höherem entwickelte sich seine Vorstellung von der akademischen Republik als einem Ort des freien Geistes, an dem das Sprachspiel der Vernunft gepflegt wird und die Integrität von Gesinnung und Handeln außer Frage steht. Die »Charakterstärke der Sittlichkeit«, die Johann Friedrich Herbart in seiner Allgemeinen Pädagogik (1806) zum bevorzugten Erziehungsziel erkör, war ihm Richtschnur und entsprach der Hoffnung, im Lehrkörper der Universität auf Personen zu treffen, die in der Folge eines langen staatlich subventionierten Ausbildungsganges sich zumindest dem näheren Umkreis dieses Zieles allgemeiner Menschenbildung angenähert hätten. Noch bei Amtsantritt hofft unser Mann, dass er eine Atmosphäre des Total Quality Managements würde etablieren können, dabei unterstützt durch die führenden Köpfe aller Fakultäten.

Max Webers Verantwortungsethik hat ihre persönlichkeitsbildende Wirkung am universitären Lehrkörper selbst ganz offensichtlich nicht entfaltet.

Die Universität, so muss der Präsident schnell feststellen, entspricht seinen Erwartungen nicht. Der kommunikative Diskurs nach den Kriterien der Wahrheit, der Wahrfähigkeit, der Richtigkeit und der Verständlichkeit ist kein universitäres Gemeingut. Max Webers Verantwortungsethik, Rawls Theorie der Gerechtigkeit und ihre



Bedeutung für das demokratische Gemeinwesen, all das Bestandteil geisteswissenschaftlicher Lehre, haben ihre persönlichkeitsbildende Wirkung am universitären Lehrkörper selbst ganz offensichtlich nicht entfaltet.

Der neue Präsident hat sich rasch eingearbeitet und weiß daher: Es ist anderenorts nicht viel schlechter, als es ihn vor Ort getroffen hat. Das Gros seiner Hochschullehrer und Professorinnen scheren sich einfach nicht um das universitäre Gemeinwohl. Jeder schränkt sich auf die Zuständigkeit für sein Lehrgebiet ein, verbittet sich jegliche Einmischung von außen und agiert hinter dem Schutzschild der Freiheit von Forschung und Lehre nach eigenem Gusto ganz unbehelligt. Die Väter des Grundgesetzes haben vermutlich mit der honorigen Entsprechung gerechnet, die das Freiheitsprivileg für Hochschulen bei den so Begünstigten selbstredend auslösen würde. Nach dem erfolgreichen Marsch durch die Institutionen hat sich das akademische Berufsethos durch diejenigen, die auf diese Weise Teil eines akademischen Lehrkörpers geworden sind, nicht durchgängig rekonstruieren lassen. Insbesondere die geisteswissenschaftlichen Fakultäten müssen in einem Maße Personen nachgezogen haben, die im Augenblick ihrer Verbeamtung auf Lebenszeit und der damit verbundenen Einkommenssicherung am Ende ihrer Anstrengungsbereitschaft angekommen waren. Es mag auch sein, dass zugleich damit überzufällig schlichte Geister den Weg in die Universität gefunden haben, Discount-Professoren, wie der Volksmund sie nannte. Als Folge dieses epochalen Einschnitts in die Universitätsgeschichte ist der öffentliche Eindruck entstanden, dass an Universitäten missliche Zustände herrschen. Wer sich scheut, eine solche Aussage zu machen, der kann sich der Empfehlungen der »Deutschen Forschungsgemeinschaft« zur »Sicherung guter wissenschaftlicher Praxis« (1998) bedienen, ebenso der als Mahnung zu verstehenden frisch formulierten Ehrenkodizes renommierter wissenschaftlicher Gesellschaften. Die dort nachzulesenden Regeln sind nichts anderes als eine Aufforderung zum Umlernen. Sie richten sich an jedes einzelne Mitglied des Lehrkörpers, ordnungspolitisch aber an die Dekane, die Hochschulleitung und an eben jenen Präsidenten, der sein Amt in dieser ach so schweren Zeit angetreten hat.

Mit gesundem akademischen Menschenverstand ausgestattet, wird sich unser Mann nicht anmaßen wollen, über alles, was an seiner Universität gelehrt und geforscht wird, selbst zu urteilen. Er wird vielmehr nach Mitteln

und Wegen suchen, die Selbstheilungskräfte der Universität anzulegen. Erste Überlegungen gehen dahin, Arbeitszeit und Arbeitsenergie, die zu viele Mitglieder des Lehrkörpers wegen Nebentätigkeiten und Ortsabwesenheit ihrem akademischen Hauptamt bisher vorenthalten haben, diesem wieder zuzuführen. Und so beschließt er, als Gast in den Gremiensitzungen zu erscheinen, in den diversen Ausschüssen, in den Sitzungen der verschiedenen Fachbereichsräte und denen der statushomogenen Professorien. Die erste positive Erfahrung des Präsidenten besteht darin, dass sich sein angekündigter Besuch positiv auf die zahlenmäßige Anwesenheit der Beteiligten auswirkt. Er selbst hört aufmerksam zu und gibt infolge seines präsidialen Wissensvorsprunges diesen und jenen zweckdienlichen Hinweis. Die Furcht, der hohe Gast wolle den Aufpasser spielen, schlägt um. Die Fakultäten öffnen sich ihm gegenüber. Sie bewerten die Anwesenheit des viel beschäftigten Präsidenten als freundliche Aufmerksamkeit und als Gewinn. Seine Informationsbesuche tragen dazu bei, Fakultätsgrenzen durchlässig zu machen. Seine Überlegung, wie sich die Universität nach innen und außen ehrlich und gut darstellen sollte, geht in das Bewusstsein des Lehrkörpers ein, der akademische Habitus regeneriert sich. Psychosoziales Wohlbefinden breitet sich identitätsbildend unter den Mitgliedern des Lehrkörpers aus. Der Präsident denkt wissenschaftlich und positiv, das heißt, er traut wissenschaftlichen Erkenntnissen und wendet sie an. Wie in der Theorie vom organisationalen Lernen beschrieben, bahnen sich durch seine Impulse die Verhaltensänderungen an.

Die universitären Akteure einigen sich »vertraglich« darüber, welche Evaluationsleistungen sie in Zukunft erbringen wollen. Allein das Aushandeln solcher Einzelkontrakte verändert die Situation. Nachdem er die akademischen Gewohnheiten, die Baseline der einzelnen Fakultätsmitglieder, interaktiv erkundet hat, geht der Dekan auf jedes einzelne Fakultätsmitglied zu. Stärken und Schwächen bisheriger Praxis werden in Vorbereitungsgesprächen offen gelegt. Es wird gemeinsam erwogen, wie die Stärken ausgebaut und die Schwächen kompensiert werden könnten. Danach wird dokumentiert, welches Reformziel in dem betreffenden Lehrgebiet im beiderseitigen Einverständnis anzustreben und mit welchen Daten die Vertragserfüllung termingebunden zu belegen ist. Ich geriet ins Träumen, als ich den Bericht des Mathematikers Jürgen Timm, Rektor der Universität Bremen, über die erfolgreiche Erprobung dieses Verfahrens hörte.¹



Diesem und jenem Dekan sei der innere Widerstand, einen entsprechenden Kontrakt als »Generalunternehmer« zu unterschreiben, deutlich anzumerken gewesen. Die Verträge über Curriculumrevision, Lehrberichte, Studentenbetreuung, valide Prüfungen, Forschungsoutput und Präsenz an vier Wochentagen haben die Qualität der dienstlichen Auseinandersetzungen schließlich doch verändert.

Belehrt und hoffnungsfroh kehre ich an die Stätte meines Wirkens zurück und spiele in Gedanken einen Fall von Evaluation durch: Ein Promotionsausschuss vergibt das Prädikat »ausgezeichnet«. Jemand nimmt sowohl am Inhalt als auch an der Benotung der Dissertation Anstoß. In der anberaumten Krisensitzung unterbindet der Dekan den akademischen Diskurs mit dem Hinweis, dass Professoren, da Experten, ihre Entscheidung nicht zu begründen brauchten. Die Mehrheit wird daraufhin, wie zuvor untereinander abgesprochen, den Einspruch ablehnen.

Wie hätte ein Präsident, mit neuen operativen Vollmachten ausgestattet und auf die Qualitätssicherung wissenschaftlichen Arbeitens bedacht, dem sich anbahnenden Konflikt im Vorfeld begegnen können? Er nimmt das 876 Seiten starke Konvolut »Zeit der Modernisierung. Beiträge zu einer Modernisierungstheorie beruflicher Bildung« in die Hand und blättert es interessiert durch. Dabei stößt er auf das Textstück:

»Modernisierungsvibrieren« bedeutet unter dem paradoxen Aspekt dieser Einzelbetrachtung das Vibrieren zwischen der Vergleichzeitigung des Ungleichzeitigen als Synchronisationserfolg der Differenzierung des Gleichzeitigs anfalls in die Ungleichzeitigkeit. ... Je höher die Frequenz dieses Vibrierens, desto unklarer wird aber die Unterscheidung Gleichzeitigkeit/Ungleichzeitigkeit und desto stärker wird die Illusion stabilisiert, zeitliche Gleichzeitigkeit sei unbegrenzt gleichzeitig herstellbar. Und desto häufiger tritt die Differenzierung auf, dass dies eine Illusion ist – und die dazugehörigen Unsicherheiten und Risiken. Gleichzeitig aber ist klar, dass sich beides, Gleichzeitigkeit und Ungleichzeitigkeit, in einem paradoxen Verhältnis gegenseitig bedingt – und es kein Entkommen aus dieser Paradoxie gibt.«

Ein Präsident kann sich zwar nicht persönlich um jedes Dissertationsverfahren an seiner Universität kümmern, aber dieses interessiert ihn nun doch. Der Doktorvater selbst hat 1974 über »Berufserziehung und kritische Kompetenz« promoviert, der Ausschussvorsitzende 1972 über »Leerformeln und Ideologiekritik«. Der Präsident geht von einem kumulativen Erkenntnisprozess über die Amtsjahre hinweg aus und von der gewachsenen Charakterstärke der Sittlichkeit als einem Anspruch an sich selbst. Er bringt das auch im persönlichen Gespräch mit den beiden Wissenschaftsvertretern zum Ausdruck. Mit großer Betrübnis muss er jedoch feststellen, wie frivol mit dem Promotionsrecht umgegangen worden ist. Dem Berufspädagogen war die kritische Kompetenz abhanden gekommen, weil er als Führer einer Mehrheitsfraktion in der Fakultät seit Jahren keinen Widerspruch hatte fürchten müssen. Der andere Gesprächspartner war dieser Fraktion seiner Spätberufung wegen zu zwangsläufigem Dank verpflichtet. Der externe Zweitgutachter gehörte zum Zitationskartell des Erstgutachters und hatte diesem unbeschoren eine Gefälligkeit erwiesen.

Zurück zum Qualitätsmanagement und möglichen Verhaltensänderungen: Die nonverbalen Kommentare, der distanzierende, seitwärts schräge Blick, Argwohn bezeugende Stirnfalten und die gezielten Pausen beredten Schweigens verstärken die Wirkung der kritischen Worte des Präsidenten. Sie irritieren die hilflosen Versuche der beiden Ausschussmitglieder, dem Präsidenten den Sinn des ihnen vorgelegten Textstückes verständlich zu machen. Es bedarf keines Machtwortes und erst recht keines Disziplinarverfahrens, um beide Täter zu einer Verhaltensumkehr zu bewegen. Der Präsident hat mit dieser aus mancher Sicht mutigen, aus anderer Sicht selbstverständlichen Intervention seine berufsethische Einstellung zu wissenschaftlichen Konsensstandards unmissverständlich klar gemacht. Das Ereignis spricht sich im Lehrkörper herum und wird zum Anstoß für neue Formen der vertrauensgeleiteten Kooperation und der Qualitätssicherung wissenschaftlichen Arbeitens.

¹ Kontrakt- und Qualitätsmanagement in der Universität Bremen. Bericht auf der Tagung des Centrums für Hochschulentwicklung am 16. 2. 1998 in Bonn.



Sybilla Nikolow

»Den spröden Zahlenreihen Leben einhauchen«

Sobald das Thema »Evaluation und Wissenschaft« auftaucht, wird man häufig mit endlosen Datenmengen konfrontiert. Visualisiert in statistischen Schaubildern, sind sie eine interessante Begleiterscheinung der Forschung. Ein Blick in die Geschichte der grafisch-statistischen Darstellung in der Wissenskommunikation früherer Zeiten vermittelt uns einen Eindruck von der Wissenschaftskultur, aus der heraus sie entwickelt wurden, und zeigt, dass mit den heute unentbehrlich gewordenen Kurven auch Sichtweisen transportiert werden. Denn Grafiken illustrieren nicht nur, sie sprechen eine eigene Sprache.

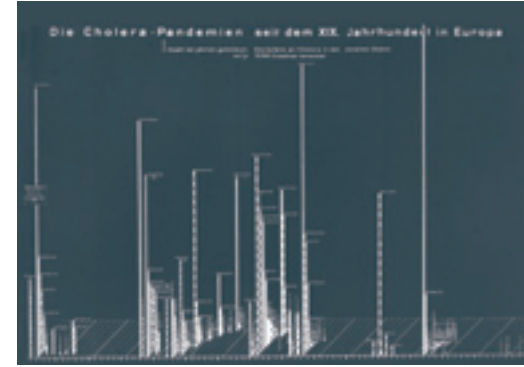
Visualisierungstechniken wurden innerhalb der modernen Wissenschaften als Instrumente entwickelt, um bisher Ungesehenes wahrnehmbar zu machen. Wie im Falle der Fotografie hoffte man, auch mit Hilfe der grafisch-statistischen Darstellung zu einer anschaulicheren, vollkommeneren und objektiveren Sprache zu gelangen. Emil Eugen Roesle, ein wichtiger Protagonist der visuellen Vermittlung, sah hier »ein neues Feld für den Statistiker«, weil ihm die Gelegenheit geboten wird, »seinen spröden Zahlenreihen Leben einzuhauchen, indem er ihnen die Ausdrucksform zu verleihen versucht, in welcher sie am deutlichsten zu reden, zu beweisen oder zu mahnen vermögen«. Mit dieser Empfehlung begann Roesle 1913 seinen Vortrag in der zweiten Versammlung der »Deutschen Statistischen Gesellschaft«, die empirische Sozialforscher und Bureaustatistiker vereinte. Roesle wusste, wovon er sprach. Er war zwar studierter Mediziner, hatte aber sieben Jahre lang ein medizinalstatistisches Bureau in Dresden geleitet, das einzig zu dem Zweck gegründet worden war, die grafisch-statistische Darstellungstechnik für die neuesten Maßnahmen in der Gesundheits- und Bevölkerungspolitik einsetzbar zu machen. Anlass war die »Internationale Hygiene-Ausstellung« in Dresden 1911, auf der schließlich über 4000 statistische Schaubilder zu sehen waren und die von mehr als vier Millionen Menschen besucht wurde. Finanziert und initiiert hatte das Ganze

der Dresdner Fabrikant Karl August Lingner, der das Mundwasser »Odok« zu einem der ersten Markenartikel machte. Nach dieser Tätigkeit wurde Roesle ins Kaiserliche Gesundheitsamt gerufen, um dort das neu gegründete medizinalstatistische Ressort zu leiten.

Wollte Roesle in seinem Vortrag den Fachkollegen ein neues Arbeitsinstrument in die Hand geben, mit dem sie ihre Fragen an das Material besser beantworten können? Oder empfahl er ihnen nur ein Mittel, mit dem auf anderen Wegen gewonnene Resultate überzeugender und glaubwürdiger ans Publikum gebracht werden können? Schon der Ausschnitt aus der Kulturgeschichte statistischer Grafiken zeigt, dass die Techniken gleichermaßen als Herstellungs- und als Darstellungsmittel konzipiert wurden; ihre erfolgreiche Karriere geht vermutlich auf diese Doppelfunktion zurück.

Die grafisch-statistischen Techniken waren den Statistikern nicht unbekannt, als Roesle sie der Versammlung vorführte. Roesle war auch nicht der Erste, der versuchte, ihren Gebrauch zu standardisieren und einem größeren Publikum verfügbar zu machen. Aber es ist bemerkenswert, dass sich die neu gegründete Fachgesellschaft der Statistiker diese Frage als eine ihrer ersten vornahm und dass der Impuls dazu von jemandem kam, der diese Methode zuerst in der Öffentlichkeit ausprobiert hatte. In diesem Kontext ging es um Anschaulichkeit, um Vermittlung und um Erziehung.

Ein wichtiges Feld, in dem informierende Grafiken der Öffentlichkeit präsentiert wurden, war die Gesundheitserziehung am Beginn des 20. Jahrhunderts. Verwendet wurden sie bevorzugt in Ausstellungen. Ziel dieser Ausstellungen war die Belehrung der Bevölkerung über die neuesten Erkenntnisse der Medizin, Hygiene und des Gesundheitsschutzes. Mit Hilfe der Statistiken wurde gezeigt, dass diese Erkenntnisse Grundlage der aktuellen gesundheits- und bevölkerungspolitischen Maßnahmen sind. Der Initiator der Hygiene Ausstellung Lingner wollte



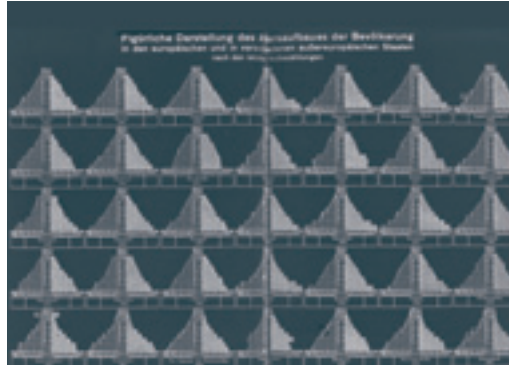
Die Cholera-Pandemien seit dem XIX. Jahrhundert in Europa

ein »klares Gefühl für den Wert der Gesundheit« und »für den Wert der Volksgesundheit im Allgemeinen« wecken. Er hoffte, dass solche Belehrungen zu einer größeren Akzeptanz gesundheitspolitischer Maßnahmen führen und das Vertrauen in die wissenschaftliche und ärztliche Deutungsmacht steigen würde. Den Besuchern wurden die Instrumente der Forschung, die Praktiken der Vorsorge und Heilung vorgeführt, mit den statistischen Schaubildern wurde das Erreichte demonstriert und das bisher Unerreichte angemahnt. Während Erfolge bei der Bekämpfung der »großen Epidemien« wie der Cholera schon erkennbar waren, ging es nun vorrangig darum, die Bevölkerung von der Notwendigkeit der Einhaltung von Vorsorgeregeln zu überzeugen, mit denen der Ausbruch und die Verbreitung von Krankheiten eingedämmt werden konnten. Im Zentrum standen zwei Themen: die Säuglingssterblichkeit und die Tuberkulose; Letztere war Todesursache Nummer eins bei Erwachsenen im arbeitsfähigen Alter. In den Gesundheitsschauen wurden mit Hilfe der statistischen Bilder zugleich Wettbewerbe um die Durchsetzung von gesundheitsfördernden Maßnahmen zwischen verschiedenen Städten und Ländern geführt. Erst in den Bildern wurde die Gefahr für die Volksgesundheit in ihrer Größenordnung sichtbar, sie schienen deshalb auch als Mittel zur Bekämpfung der Volkskrankheiten besonders geeignet.

Die »Internationale Hygiene-Ausstellung« in Dresden war nicht die erste öffentliche Vorführung, die Lingner veranstaltete. Er hatte bereits 1903 eine kleine Show über »Volkskrankheiten und ihre Bekämpfung« innerhalb der ersten deutschen Städte-Ausstellung gezeigt. Zur Vorbereitung der ungleich umfangreicheren »Internationalen Hygiene-Ausstellung« hatte Lingner das »medizinalstatistische Bureau« gegründet und Roesle mit seinen sieben Hilfsarbeitern beauftragt, »statistische Nachweise« zu sammeln und aufzubereiten, die »entweder als Beleg für eine hygienische Lehre dienen können oder die die Erfolge der Hygiene in zeitlicher Hinsicht oder umgekehrt die Notwendigkeit hygienischer Verbesserungen dartun«. Potenzielle Aussteller, in diesem Falle die lokalen statistischen Bureaus und Behörden, wurden angeschrieben, diese – soweit vorhanden – nach Dresden zu schicken. Lingner setzte auch eine Sondergruppe »Statistik« ein, die ihre Exponate im Zentrum der so genannten wissenschaftlichen Abteilung zeigte.

Was Walter Benjamin über die Ernährungsausstellung in Berlin 1928 schrieb, trifft bereits auf Dresden 1911 zu: Es wurden »mannshohe Opferbrote auf dem Altar der Statistik« niedergelegt. Tatsächlich erinnert der Kreuzgang durch die wissenschaftliche Abteilung mit seinen Nischen zu Infektionskrankheiten, Krebs, Geschlechtskrankheiten, Zahnerkrankungen, Tropenkrankheiten, den Maßnahmen der Seuchenbekämpfung und Desinfektion an den Kampf gegen die Gefahren der Menschheit. Die Objekte der Sondergruppe »Statistik« nahmen den Platz des Altarbildes ein, vor dem die Besucher die übergeordneten Fakten präsentiert bekamen. Der Raum war als Rundgang konzipiert, in dem die Besucher wie in einem Lehrbuch vom Allgemeinen zum Besonderen geführt wurden: von den Grundgrößen der Bevölkerungsentwicklung (Altersaufbau, berufliche Gliederung, Geburtenraten, Eheschließungen, Bevölkerungsverluste durch Epidemien) über die Medizinalstatistik (Statistik der Todesursachen) zu den Ausgaben in der Gesundheitspflege. Die Daten wurden, so wie sie im statistischen Bureau gesammelt wurden, schrittweise nach verschiedenen Kriterien wie Alter, Geschlecht, Wohnort, Abkunft, Einkommen, Krankheiten bzw. Todesursachen zergliedert. Zur Anwendung kamen alle Darstellungsformen, die damals aktuell waren. Für zeitliche Vergleiche wurden Kurvendigramme und für geografische Vergleiche Streifendigramme genutzt. Die meisten Darstellungen wurden auf großen Tafeln abgebildet, die rechteckig oder quadratisch waren. Die Tafeln hingen vermutlich an den Wänden. Es gab bereits einige künstlerisch gestaltete dreidimensionale Modelle, die den Popularisierungsstil späterer Ausstellungen vorwegnahmen. Roesle hatte sich vorwiegend an die wissenschaftlichen Darstellungstraditionen gehalten, er war bestrebt, alle Daten, die ihm zur Verfügung standen, unter dem gleichen Maßstab in ein Bild zu bringen. Das Bild von Wissenschaft, das Roesle und Lingner der Öffentlichkeit in der statistischen Abteilung vermitteln wollten, war das einer exakt vorgehenden und messenden Disziplin. Aus heutiger Sicht wirken die Darstellungen überladen. Sie zeigten immer ungeglättete Kurven und vermittelten den Eindruck, diese kämen geradewegs aus dem Labor oder der Volkszählungstabelle im statistischen Bureau. Diese Zeichen der Genauigkeit entsprachen der Verwaltungs- und Wissenschaftspraxis empirischer Sozialforschung. Hier wurde ein statistischer Blick auf Krankheit und Gesundheit vorgeführt, der Individuen als statistische Fälle kenntlich machte.





Figürliche Darstellung des Alteraufbaus der Bevölkerung

Roesle widmete der Tuberkulosesterblichkeit ein eigenes Kapitel. Unter der Überschrift ›Statistik der Tuberkulose‹ diskutierte er fünf Gruppen: ›zeitlicher Verlauf‹, ›geografische Detaillierung‹, ›Tuberkulosesterblichkeit nach dem Alter‹, ›Einfluss der Höhenlage, des Berufes, der Wohlhabenheit, der Wohnungsverhältnisse und der familiären Belastung‹ und ›Nachweis über die Bekämpfungsmaßnahmen‹. Diese Untergliederung umfasst alle damals relevanten Diskussionsthemen zur Gesundheitsfürsorge. Statistisches Material bot er auch zur Beantwortung verschiedener Fragen auf, zum Beispiel: In welchem Alter und in welchen Regionen (Stadt-Land, Flachland-Gebirge, Küste-Binnenland) ist die Gefahr, an Tuberkulose zu sterben, am höchsten? Welche Bevölkerungsteile sind am stärksten betroffen, welche weniger? Spielen Beruf, Einkommensverhältnisse, Wohnungsgröße oder der Fakt, dass die Eltern bereits Tuberkulose hatten, eine Rolle? Welche Bekämpfungsmaßnahmen wurden wo eingeleitet, und welche Erfolge waren im Kampf gegen die Tuberkulosesterblichkeit dort zu verzeichnen? Über die mehr oder weniger große Bedeutung der einzelnen Faktoren waren sich die Fachleute einig. Unklar war die Rangordnung, denn jeder hatte seine eigene Statistik parat. Roesle ermöglichte den Fachleuten mit seiner Methode der Veranschaulichung eine Zusammenschau der bisherigen Ergebnisse. Den Laien dagegen wollte er vermitteln, dass in Bezug auf das Massenphänomen Tuberkulose von Seiten der Fachleute alle notwendigen Maßnahmen unternommen worden waren, um diese Krankheit unter Kontrolle zu bekommen. Bei einer Gliederung nach Einkommensklassen zeigten die Kurven tendenziell eine Abnahme der Tuberkulose als Todesursache. Die Schaubilder führten vor, dass zwar die Gefahr, an Tuberkulose zu sterben, bei niedrigerem Einkommen immer noch am größten war, aber dort auch die größten Rückgänge zu verzeichnen waren, womit eine erfolgreiche

Grafisch-statistische Darstellungen sind nicht nur bildgebende, sondern auch blickbildende Verfahren.

Gesundheitsfürsorge und -vorsorge in diesen Schichten demonstriert werden konnte. Dass auch unter den Wohlhabenden die Todesfälle abgenommen haben, konnte der steigenden Anzahl von Lungensanatorien zugeschrieben werden. Auf diese Weise wurden die Schaubilder zugleich

ein Mittel, mit dem für die Bearbeitung dieser Probleme durch die Experten der medizinischen Statistik und Gesundheitspolitik geworben wurde. Unter der grafisch-statistischen Behandlung ließ sich das Phänomen der Tuberkulosesterblichkeit also vollständig in potenzielle Einflussfaktoren zergliedern. In den folgenden Jahren ging es um die Frage, welche Faktoren miteinander in Korrelation gebracht werden können und welche nicht. 1911 stand im Vordergrund zu zeigen, dass alle, unabhängig von Alter, Region, Berufs- und Einkommensgruppe, an Tuberkulose sterben können. Außerdem sollten Risikogruppen und Lücken im Versorgungs- und Akzeptanzsystem sichtbar gemacht werden.

Die grafisch-statistischen Darstellungen waren wissensproduzierende Technologien; sie sind nicht nur bildgebende, sondern gleichzeitig blickbildende Verfahren. Mit ihnen werden statistische Konstrukte wie das der Tuberkulosesterblichkeit erst sichtbar und für die Diskussion über Einflussfaktoren und Bekämpfungsstrategien verfügbar gemacht. Der statistische Blick auf diese Phänomene ermöglichte neue Einsichten im Kampf gegen Krankheiten, die als häufige Todesursachen erst durch die grafisch umgesetzten Zahlen auffällig wurden. Roesle verband statistisches mit hygienischem Wissen und bot den Medizinern eine neue Form der Expertise an. In der Gesundheitserziehung wurden die Laien gleichzeitig immer mehr daran gewöhnt, sich selbst im Spiegel der Statistiken – als mehr und weniger typische Fälle – wahrzunehmen.

Literatur:
Nikolow, S.: *Der statistische Blick auf Krankheit und Gesundheit, »Kurvenlandschaften« in Gesundheitsausstellungen am Beginn des 20. Jahrhunderts in Deutschland*, in: Gerhardt, U. und Link, J. (Hrsg.), *Normalismus und Orientierung mittels »Kurvenlandschaften«: Fälle und Modelle (in Vorbereitung)*
Sonderkatalog für die Gruppe Statistik der wissenschaftlichen Abteilung der Internationalen Hygiene-Ausstellung Dresden 1911, hrsg. von E. E. Roesle, Dresden 1911

Hermann Bausinger

Sport – Vorbild aller Evaluationsbemühungen

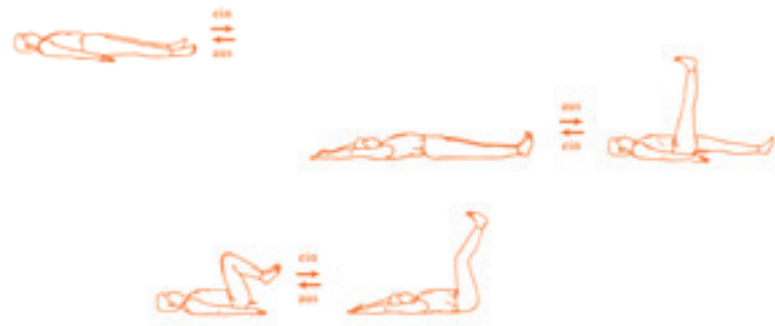
Robert Musil porträtiert in seinem großen Romanwerk einen Mann, der aus zunächst erfolgreich begonnenen Karrieren aussteigt und sich allen gängigen bürgerlichen Festlegungen verweigert. »In wundervoller Schärfe sah er, mit Ausnahme des Geldverdienens, das er nicht nötig hatte, alle von seiner Zeit begünstigten Fähigkeiten und Eigenschaften in sich, aber die Möglichkeit ihrer Anwendung war ihm abhanden gekommen.« Seine Haltung trägt ihm die Charakteristik ein, die Musil als Titel des Romans wählt: »Der Mann ohne Eigenschaften«.

Eigenschaft und Qualität sind nicht dasselbe. Aber die Erfahrung, welche die Verweigerung begründet oder wenigstens auslöst, hat mit Qualität und mit der Bewertung von Qualität zu tun – es ist gewissermaßen ein desillusionierendes Evaluationserlebnis. Ulrich – so heißt der Held des Romans – liest in einem Zeitungsbericht die Wendung »das geniale Rennpferd«, und schlagartig wird ihm klar, dass das heraufkommende Zeitalter der »Körperkultur« Genialität nicht mehr in erster Linie an geistigen Leistungen festmacht, sondern an den Höhenflügen des Sports. Nur halb ironisch setzt Musil »die Listen, die ein erfinderischer Kopf in einem logischen Kalkül anwendet«, mit den Feinheiten eines Meisterboxers gleich, und mit einem Seitenblick auf das geniale Pferd konstatiert er: »man darf nicht unterschätzen, wie viele bedeutende Eigenschaften ins Spiel gesetzt werden, wenn man über eine Hecke springt.« Und schließlich spürt er den eigentlichen Grund für die Verschiebung auf, die man heute wohl als gesellschaftlichen Paradigmenwechsel bezeich-

nen würde: »Nun haben aber noch dazu ein Pferd und ein Boxmeister vor einem großen Geist voraus, dass sich ihre Leistung und Bedeutung einwandfrei messen lässt und der Beste unter ihnen auch wirklich als der Beste erkannt wird, und auf diese Weise sind der Sport und die Sachlichkeit verdienstermaßen an die Reihe gekommen, die veralteten Begriffe von Genie und menschlicher Größe zu verdrängen.«

Die Bedeutung, die Musil diesem Befund beimaß, lässt sich nicht nur daran ablesen, dass er damit die Weichen für das Handeln und vor allem das Nicht-Handeln der Hauptperson seines Romans stellte. In einer »durch die Brille des Sports« überschriebenen fragmentarischen Skizze, die aus dem Nachlass veröffentlicht wurde, greift er das Problem nochmals auf. Er registriert erneut die Haltung des großen Publikums: »unter den Leistungen sind es heute schon die körperlichen, die fast allen Menschen Vergnügen machen, was man von den geistigen nicht sagen kann«, und er wiederholt, wie wichtig es ist, dass im Sport einwandfrei gemessen werden kann: »Man müsste der Idealfigur des Sportsmanns auf den Statuen, die ihr errichtet werden, also eigentlich ein Metermaß in die Hand geben, wie es die Schneider um den Hals tragen, und nicht nur das Lorbeerreis.« Erst über die Möglichkeit exakter Messung lässt sich Genialität bestimmen. Bei »Entdeckern, Tenören oder Schriftstellern« fragt man sich später, »ob diese Genies wirklich genial gewesen seien«; im Sport dagegen ist »der Begriff des Genies« genormt und gesichert: »Sein Hauptbestandteil ist das Unvergleichliche, und dieses lässt sich natürlich auf Geschwindigkeiten,





Muskeln, körperliche Treffsicherheit und dergleichen eindeutiger anwenden als auf geistige Leistungen.«

All das sind Anmerkungen, mit denen sich das Olympische Komitee und andere Sportorganisationen besser nicht schmücken sollten: Musil ist ein helllichtiger Beobachter kultureller Tendenzen, aber er trägt seine Beobachtungen vor im Grundton einer ins Ironische gewendeten Melancholie. Er sieht – übrigens selbst ein trainierter Athlet – gewisse neue Möglichkeiten der Selbsterfahrung im Sport, doch ist er weit davon entfernt, die von ihm registrierte Abwertung des Geistigen einfach hinzunehmen. Indessen bleibt seine Gegenüberstellung von Bewertungen im Sport und in den Bereichen geistiger Arbeit diskutabel.

Tatsächlich bietet der Sport das Beispiel einer weithin verlässlichen Qualitätsbestimmung. Mehrere Gründe sind dafür maßgebend. Erstens geht es im Sport um klar definierbare Leistungen. Man kann sogar sagen, dass der Sport entscheidend zur ›Emanzipation‹ von Leistung, zu ihrer Herauslösung aus Zweckbestimmungen beigetragen hat. Bis weit ins 19. Jahrhundert hinein war Leistung fast ausschließlich die Erfüllung einer Aufgabe – wie dies noch in unserem Sprachgebrauch von Dienstleistung oder vom Ableisten der Wehrpflicht gegenwärtig ist. Dann erst wurde Leistung zum Selbstzweck, zur bewertbaren Größe in einem abgegrenzten Bereich. Die sportlichen Disziplinen mit ihrer Präzision, durch Regeln abgesicherten Bestimmung boten dabei eine besonders klare Möglichkeit – im Blick auf die Genese ist es allerdings richtiger zu sagen, dass das Bedürfnis, Leistung klar zu erkennen und zu bewerten, zur genauen Definition sportlicher Disziplinen führte. Jedenfalls sind Leistungen im Sport besonders evident, da sie nicht in ein komplexes Geflecht von Zwecken und Zielen verwoben sind. Die Leistungen können zwar sekundär vielerlei Zielen zugeordnet werden, von gesundheitlichen bis zu politisch-ideologischen, aber ihr primärer Bezugs- und Bewertungsrahmen ist die jeweilige sportliche Disziplin.

Zweitens bietet sich für viele Sportarten ein sicherer Maßstab für die Leistungen an. Die Qualität und die Qualitätsunterschiede finden ihren Ausdruck in Quantitäten, in eindeutigen Messgrößen. Sieht man von Unzulänglichkeiten oder auch Mogeleyen des technischen Personals ab, dann kann man sagen, dass 8,13 Meter im Weitsprung tatsächlich 8,13 Meter und 125 Meter im Schispringen tatsächlich 125 Meter sind. Wer auch nur einigermaßen mit den Sportarten vertraut ist, wird allerdings sofort einen wichtigen Unterschied registrieren: Beim Weitsprung und den anderen leichtathletischen Disziplinen wird mit einigem Recht unterstellt, dass die Bedingungen zwar nicht gleich, aber doch einigermaßen vergleichbar sind. Dieses Konstanthalten der Bedingungen ist eine dritte Voraussetzung für die objektive Vergleichbarkeit von Leistungen. Sie ermöglicht das Festlegen von Rekordmarken. Diese werden auch im Schispringen ausgewiesen; aber da es keine einheitliche Norm für den Bau der Schanzen und ihre Einpassung ins Gelände geben kann, spielt hier die absolute Skala der Leistungen nur eine untergeordnete Rolle. Von Bedeutung ist dagegen der jeweilige Schanzenrekord – und vor allem der unmittelbare Leistungsvergleich.

Ein unangreifbares Ranking ist keineswegs immer erreichbar. Die Rahmenbedingungen können in vielen Fällen nur idealiter konstant gehalten werden. Beim Schispringen und beim Slalom beeinflussen Änderungen von Windstärke und -richtung die Ergebnisse. Nur die absolute Gleichzeitigkeit garantiert Chancengleichheit; sie ist aber nur selten erreichbar – in den Laufwettbewerben beispielsweise nicht wegen der Abfolge der Vorläufe, und auch Sprünge und Würfe können plötzlich vom Winde verweht werden. Wo nur zwei – zwei Personen oder zwei Mannschaften – gegeneinander kämpfen, ergibt sich eine Rangliste erst über die Summierung der Einzelergebnisse in den Tabellen. Und bekanntlich gibt es Sportarten, in denen zählbare Befunde fehlen: Im Eiskunstlauf, bei Turnübungen, auch beim Boxen (sofern nicht ein K.-o.-Schlag klare Verhältnisse



schaft) übersetzen Punktrichter ihre Eindrücke in Wertungsnoten. Sie erkennen die Schwierigkeitsgrade und haben gewisse Normen für die Bewertung im Einzelnen im Kopf – aber es ist kein Zufall, dass das Publikum nicht selten unwillig reagiert, teilweise deshalb, weil es mit anderen Normen und Erwartungen operiert, zum Teil aber auch deshalb, weil solche Wertungsverfahren tatsächlich mit erheblichen Unsicherheiten belastet sind.

Die Analogie liegt auf der Hand. In vielen Bereichen, in denen man gegenwärtig Qualität in Zahlen zu übersetzen versucht, ergeben sich erhebliche Probleme. Es ist schwierig, geistige Leistungen zu bewerten, wenn sie in komplexen Zusammenhängen stehen und wenn das Anforderungsprofil, also die Leistungsvorschrift, nicht schematisch definiert werden kann oder soll. In der Arbeit wissenschaftlicher Institutionen gibt es wenig Zählbares – Absolventenzahlen etwa oder den ›Publikationsquotienten‹. Messung ist jedenfalls nur in Teilbereichen denkbar. Die Arbeitsbedingungen sind keineswegs überall gleich. Der Wettstreit in den Disziplinen und zwischen den Disziplinen ist grundsätzlich ein indirekter, und die Vergleichbarkeit ist selbst innerhalb der Fächer durch die hochgradige Spezialisierung erschwert.

Schließlich: Um die Anforderungen und Leistungen in den verschiedenen Feldern – Forschung, Lehre, Wissenschaftsorganisation mit jeweils zusätzlichen Unterteilungen – unter einen Bewertungshut zu bringen, bedarf es so komplexer Operationen, dass im Vergleich damit die Abwägung der verschiedenen Leistungen im leichtathletischen Zehnkampf wie das kleine Einmaleins erscheint. All das ist kein prinzipieller Einwand gegen den Versuch, Leistungsvergleiche zu entwickeln – es ist ein Hinweis auf unvermeidliche Schwierigkeiten, vielleicht auch auf gewisse Möglichkeiten. Ein Blick auf den Sport kann jedenfalls bei der Evaluation von Evaluationsbemühungen nicht schaden.

Ein Seitenblick sollte dabei auch auf die Revisionstendenzen im Sport fallen. Im letzten Viertel des 20. Jahrhunderts behauptete der

Sport nicht nur seine dominante Stellung als passives Freizeitvergnügen im Stadion und vor dem Bildschirm – er gewann über die Parole ›Sport für alle‹ und über die Entwicklung neuer Sportarten auch sehr viele aktive Anhängerinnen und Anhänger. Verschiedentlich wurde mit diesem großen Zulauf das Ende des Leistungssports konstatiert – zu Unrecht. Auch beim Besuch von Fitness-Studios und beim Jogging wird Leistung angestrebt und meistens auch gemessen, aber der Bewertungsmaßstab ist relativ; es geht um die Entfaltung der individuellen Möglichkeiten.

Es hat schon immer zu den Verdiensten der Hochschulen gehört, nicht nur auf Noten und Impactfaktoren zu setzen, sondern auch Bedingungen für freie individuelle Entwicklung zu schaffen.

Die dem Sport tief eingeschriebene Übertrumpfungsidee ist in den letzten Jahren etwas zurückgetreten. Die sogenannten No-winner-games haben zwar nur wenig Boden gewonnen und den Reiz des Wettstreits nicht verdrängt; aber neben den etablierten Organisationen und Hütern des Sportsgeists entstehen immer mehr Orte, an denen Sport spielerischer aufgefasst wird. Wahrscheinlich wäre es kurzschlüssig, Langzeitstudierende als die No-winner-Repräsentanten der Universitäten zu würdigen, aber es hat schon immer zu den Verdiensten der Hochschulen gehört, nicht nur auf Noten und Impactfaktoren zu setzen, sondern auch Bedingungen für freie individuelle Entwicklung zu schaffen. Und auch die Wissenschaft wird nicht nur an jenen Orten betrieben, die beanspruchen, allein die Kompetenz dafür zu haben. Die Statue der Idealfigur des Wissenschaftlers sollte jedenfalls auch künftig nicht mit einem Metermaß ausgestattet werden. Das hat er nicht verdient. Der Sportler übrigens auch nicht.



Autoren

Prof. Dr. Hermann Bausinger, geboren 1926 in Aalen Württemberg. Nach dem Studium von Germanistik, Anglistik, Geschichte und Volkskunde Promotion und Habilitation an der Universität Tübingen. Von 1960 bis zur Emeritierung 1992 Leiter des dortigen Ludwig-Uhland-Instituts für Empirische Kulturwissenschaft.

Prof. Dr. Gernot Böhme, Studium der Mathematik, Physik, Philosophie. Seit 1977 Professor für Philosophie an der TU Darmstadt und Sprecher des Graduiertenkollegs Technisierung und Gesellschaft. Arbeiten im Bereich der Wissenschaftsforschung, der klassischen Philosophie (Platon, Kant), der Ethik, Ästhetik, philosophischen Anthropologie und Theorie der technischen Zivilisation.

Marco Finetti, geboren 1965, studierte Geschichte, Publizistik und Politikwissenschaft in Münster, war Leitender Redakteur bei der Deutschen Universitätszeitung (DUZ) in Bonn und arbeitet jetzt als Wissenschaftsjournalist für Süddeutsche Zeitung, Berliner Zeitung, Spiegel, Deutschlandfunk u. a. in Köln. Sein Interesse gilt vor allem der Wissenschafts- und Hochschulpolitik. 1999 veröffentlichte er (zusammen mit Armin Himmelrath): »Der Sündenfall – Betrug und Fälschung in der deutschen Wissenschaft«.

Prof. Dr.-Ing. Bernd Hillemeier, Bauingenieurstudium und Promotion an der Universität Karlsruhe (TH). Von 1978 bis 1990 Leiter Zentrales Qualitätswesen in einem Baukonzern. Seit 1990 Universitätsprofessor für Baustoffkunde, Baustoffprüfung und Bauchemie an der Technischen Universität Berlin. Seit 1992 auch Direktor des Instituts für Erhaltung und Modernisierung von Bauwerken (IEMB). Mitglied der BBAW.

Dr. Stefan Hornbostel, geboren 1955 in Hannover, Sozialwissenschaftliches Studium an der Universität Göttingen, Promotion an der FU Berlin, Tätigkeiten am Wissenschaftlichen Zentrum für Berufs- und Hochschulforschung (WZI) der Gesamthochschule Kassel, am Forschungsinstitut für Soziologie der Universität zu Köln, am Institut für Soziologie der Universität Jena, zurzeit tätig am Centrum für Hochschulentwicklung (CHE).

Christoph Kehl studiert seit zwei Jahren Philosophie in Berlin; von 1992 bis 1997 Studium der Umweltnaturwissenschaften an der ETH Zürich; seit 1999 Redaktionsassistent bei GEGENWORTE.

Dr. Wolf-Hagen Krauth, Soziologe, nach mehreren Jahren als wissenschaftlicher Mitarbeiter und Hochschulassistent an der FU Berlin sowie der Programmadministration des Wissenschaftler-Integrations-Programmes bei KAI e.V., seit 1994 verantwortlich für das Referat Interdisziplinäre Arbeitsgruppen der BBAW.

Dr. Barend van der Meulen is senior researcher at the Centre for Studies of Science, Technology and Society, University of Twente. His research in science policy studies concentrates on the interaction between Government and science, management of basic research, and the role of Europe in the research system. From 1992 to 1996 he was at the staff of the Dutch foresight Steering Committee.

Prof. Dr. Jürgen Mittelstraß lehrt seit 1970 Philosophie, mit den Schwerpunkten Wissenschaftstheorie und Wissenschaftsgeschichte an der Universität Konstanz. Er war Mitglied des Wissenschaftsrats und des Senats der Deutschen Forschungsgemeinschaft. 1997 bis 1999 Präsident der Allgemeinen Gesellschaft für Philosophie in Deutschland. Mitglied der Academia Europaea (Vizepräsident), der Leopoldina und der BBAW.

Prof. Dr. Ferenc Mislivetz was born in Budapest in 1954. He studied at the Karl Marx University of Economics and the Eötvös Lóránd University in Budapest. Since 1982 Research Fellow at the Institute of Sociology, Hungarian Academy of Sciences. Founder of the Europe House in Köszeg; since 1996 Professor of sociology at Daniel Berzsenyi College, Szombathely and Academic Director of the Savaria International Summer University; since 1998 Director of the Institute of Social and European Studies (ISES) Foundation.

Prof. Dr. Friedhelm Neidhart, geboren 1943 in Gadderbaum/Bielefeld; Präsident des Wissenschaftszentrums Berlin für Sozialforschung (WZB), Professor für Soziologie an der FU Berlin. Mitglied der BBAW.

Dr. Sybilla Nikolow, Studium der Mathematik, Physik und Wissenschaftsgeschichte in Leipzig; 1986 bis 1990 Tätigkeit als Lehrerin, 1994 Promotion in Dresden zur Geschichte der Statistik in Deutschland. Seitdem Postdoktorandenstipendien in Berlin, Paris, Cambridge und Bielefeld; zurzeit History of Medicine Wellcome Fellow am Department für History and Philosophy of Science, University of Cambridge.

Dr. Martina Röbbecke, Studium der Germanistik, Politikwissenschaften und Soziologie in Heidelberg und Berlin; Promotion über Rechts- und Strukturprobleme außer-universitärer Forschungseinrichtungen und mehrjährige Tätigkeit in Wissenschafts- und Forschungsorganisationen. Derzeit Wissenschaftliche Mitarbeiterin am Wissenschaftszentrum Berlin für Sozialforschung (WZB) in einem Forschungsprojekt zu Zielen, Aufgaben und Verfahren der Evaluation von Forschungsinstituten der Wissensgemeinschaft G. W. Leibniz.

Dr. Hazel Rosenstrauch, Studium der Germanistik, Philosophie und Soziologie in Berlin; Promotion in Empirische Kulturwissenschaften, Tübingen. Forschungsschwerpunkt Verlagswesen im 18. Jahrhundert; war u. a. wissenschaftliche Mitarbeiterin am Institut für Soziologie der FU Berlin und an der Forschungsstelle für Sozioökonomie der ÖAW, Autorin, Redakteurin und Journalistin, Mitbegründerin und verantwortliche Redakteurin von GEGENWORTE.

Prof. Dr. Wolfgang Royl, bis 1994 Lehrstuhl für Allgemeine Didaktik/Unterrichtswissenschaft an der Universität der Bundeswehr München. Forschungsschwerpunkt: Gremienkultur an Universitäten.

Prof. Dr. Dr. h.c. Dieter Simon studierte Jurisprudenz, Geschichte und Philosophie an den Universitäten Heidelberg und München; 1968–1991 Lehrstuhl für Zivilrecht und Römisches Recht an der Universität Frankfurt/M.; Begründer und Herausgeber der Forschungen zur Byzantinischen Rechtsgeschichte, des Rechtshistorischen Journals und der GEGENWORTE. Seit 1980 Direktor am Max-Planck-Institut für Europäische Rechtsgeschichte; 1989–1992 Vorsitzender des Wissenschaftsrats. Seit 1995 Präsident der BBAW.

Dr. rer. pol. Dagmar Simon, Studium der Politikwissenschaften und Germanistik in Frankfurt/M. und Berlin; seit 1989 am Wissenschaftszentrum Berlin für Sozialforschung (WZB), Referat Forschungsplanung und -koordination. Ihre Forschungsschwerpunkte sind Wissenschaftsforschung, insbesondere Wissenschaftssystem, Forschungsorganisation und -struktur sowie Evaluationen.

Prof. Dr. Svetlana Slapšak, born 1948, PhD in Classical Studies at the University of Beograd. Since 1997 Professor of the Anthropology of Ancient Worlds and Anthropology of Gender at Institutum Studiorum Humanitatis (IHS), Ljubljana Graduate School in Humanities. Presently Fellow at Netherlands Institute for Advanced Studies in the Humanities and Social Sciences (NIAS). Laurie NJ Chair in Womens Studies, Rutgers, USA, 1994–1995. Published 23 books of studies, essays, translations from Greek&Latin and fiction.

Dr. Andreas Stucke, geboren 1958, Studium der Sozialwissenschaften in Wuppertal und Bielefeld. Stipendiat und wissenschaftlicher Mitarbeiter am Max-Planck-Institut für Gesellschaftsforschung in Köln. Seit 1994 Referent in der Geschäftsstelle des Wissenschaftsrates in Köln.

Prof. Dr. Stephan Wolff ist Soziologe und Psychologe und arbeitet am Institut für Sozialpädagogik der Universität Hildesheim. Dort beschäftigt er sich insbesondere mit organisationswissenschaftlichen Fragen und mit qualitativen Methoden der empirischen Sozialforschung. Er hat sich mit der Gutachtenproblematik in Forschungsprojekten (u. a. über psychiatrische Gutachten), im Rahmen von Studiengangsevaluationen und bei der Evaluation von Gesundheitsförderungsprogrammen auseinander gesetzt.

Chelys, Schale der Schildkröte, aus der Hermes seine Leiter gemacht hat. Sie dient als Pseudonym und ist ein mobiles Gehäuse, unter dem sich Mitarbeiter der BBAW verstecken.

Arnika Große lebt seit 1973 in Berlin. Seit 1996 in Berlin und Dänemark. Studentin an der Hochschule der Künste Berlin, Gaststudentin an Danmarks Designskole. Assistentin der Künstlergruppe Clay Today in DK. Reisen nach Sri Lanka, Südafrika, Kalifornien, Japan, Korea, Israel und durch Europa.

Prof. Dr. Ruth Tesmar studierte an der Humboldt-Universität und an der Kunsthochschule Berlin. Seit 1995 Professorin für Künstlerisch-Ästhetische Praxis an der Humboldt-Universität. Zahlreiche Einzelausstellungen im In- und Ausland.

Impressum

Anschrift der Redaktion

GEGENWORTE, Zeitschrift für den Disput über Wissen
Berlin-Brandenburgische Akademie der Wissenschaften
Jägerstraße 22/23, D 10117 Berlin
Telefon: +49 30 20370-260 (-420)
Fax: +49 30 20370 600
e-mail: gegenworte@bbaw.de
internet: <http://www.bbaw.de>

GEGENWORTE erscheint zweimal jährlich, jeweils im Frühjahr und im Herbst.
Mitglieder der BBAW und Sponsoren erhalten GEGENWORTE gratis.
Anregungen und Vorschläge sind willkommen. Für unverlangt eingesandte Manuskripte wird keine Haftung übernommen.

GEGENWORTE versteht sich als Plattform für einen Disput, die Beiträge im Heft geben nicht in jedem Fall die Meinung der Redaktion wieder.
Informationen über die Berlin-Brandenburgische Akademie der Wissenschaften und die Inhaltsverzeichnisse der Hefte 1 bis 4 finden Sie im Netz unter <http://www.bbaw.de>

© für die Beiträge bei der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften bzw. bei den Autoren; Abdruck nur nach Genehmigung und mit Quellenangabe
ISSN 1435-571 X

Mit Erscheinen von Heft 5 eröffnen wir die Diskussion im Netz. Wer sich an der Diskussion über »den Kontext der Wissenserzeugung« beteiligen möchte, findet eine Plattform dafür ab sofort unter der Adresse

<http://www.gegenworte-forum.de>

Herausgeber

Vorstand der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften

Beirat für dieses Heft

Aleida Assmann, Volker Gerhardt, Bernd Hillemeier, Randolph Menzel, Jürgen Mittelstraß, Friedhelm Neidhart, Peter Weingart

Für den Inhalt verantwortlich

Dieter Simon, Präsident der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften

Redaktion

Hazel Rosenstrauch (verantwortlich)
Christoph Kehl

Redakteur zur Ausbildung

Michael Strassnig

Bildredaktion

Arnika Große
Xenia Riemann

Als Materiallieferanten und Korrektoren waren behilflich

Christian Duch, Madelon Fleminger, Christian Jädicke, Bärbel Korsetz, Heidemarie Kruschwitz, Michael Lindner, Nikolaus Lohse, Herbert Pieper, Xenia Riemann, Melsene Schäfer, Ingo Schwarz

Konzept und Koordination

Hazel Rosenstrauch

Bildnachweise:

Seite 10: Daumier;
Seite 18–20: Hornbostel;
Seite 33+42: Ulrich Wüst;
Seite 48: Robinson, Fading away, 1858;
Seite 50/51: Disdéri, 1860;
Seite 59: Evans, 1935.

Die übrigen Abbildungen stammen aus den Archiven von Arnika Große und aus dem Archiv der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften

Bezugsbedingungen

Preis des Einzelheftes DM 17,- zzgl. Porto, Bezugspreis bei Abonnement (2 Hefte pro Jahr) DM 30,- zzgl. Porto (inkl. MwSt.)

Verlegerische Betreuung, Vertrieb, Abonnement und Anzeigen:

Lemmens
Verlags-& Mediengesellschaft mbH
Königswinterer Straße 95
D 53227 Bonn
Telefon: +49 228 421 37-0
Fax: +49 228 421 37-29
e-mail: lemmens-medien@ndh.net
internet: <http://www.lemmens.de>

Bestellungen von Abonnements und Einzelheften richten Sie bitte an den Verlag. Neue Abonnenten erhalten auf Wunsch eines der bisher erschienenen Hefte als Geschenk.

Bei Nachbestellung von Heft 1–4 berechnen wir neuen Abonnenten für die vier bisher erschienenen Hefte insgesamt DM 30,- plus Porto. Selbstverständlich können Sie GEGENWORTE auch für Dritte (Freunde, Institute, Kollegen) abonnieren. Hierzu legen Sie bitte der Abokarte formlos die Rechnungsadresse bei.

Gestaltung

atelier : [doppelpunkt], Berlin

Druck

Courir Druck GmbH, Bonn

Ganzseitige Photos

© Arnika Große

Zeichnungen

© Ruth Tesmar

Wir freuen uns, nicht zuletzt aus Gründen der Wirtschaftlichkeit, über Anzeigen, sofern sie mit dem Selbstverständnis des Herausgebers und den Zielen der Zeitschrift vereinbar sind. Über Anzeigenpreise und Konditionen informiert der Verlag.